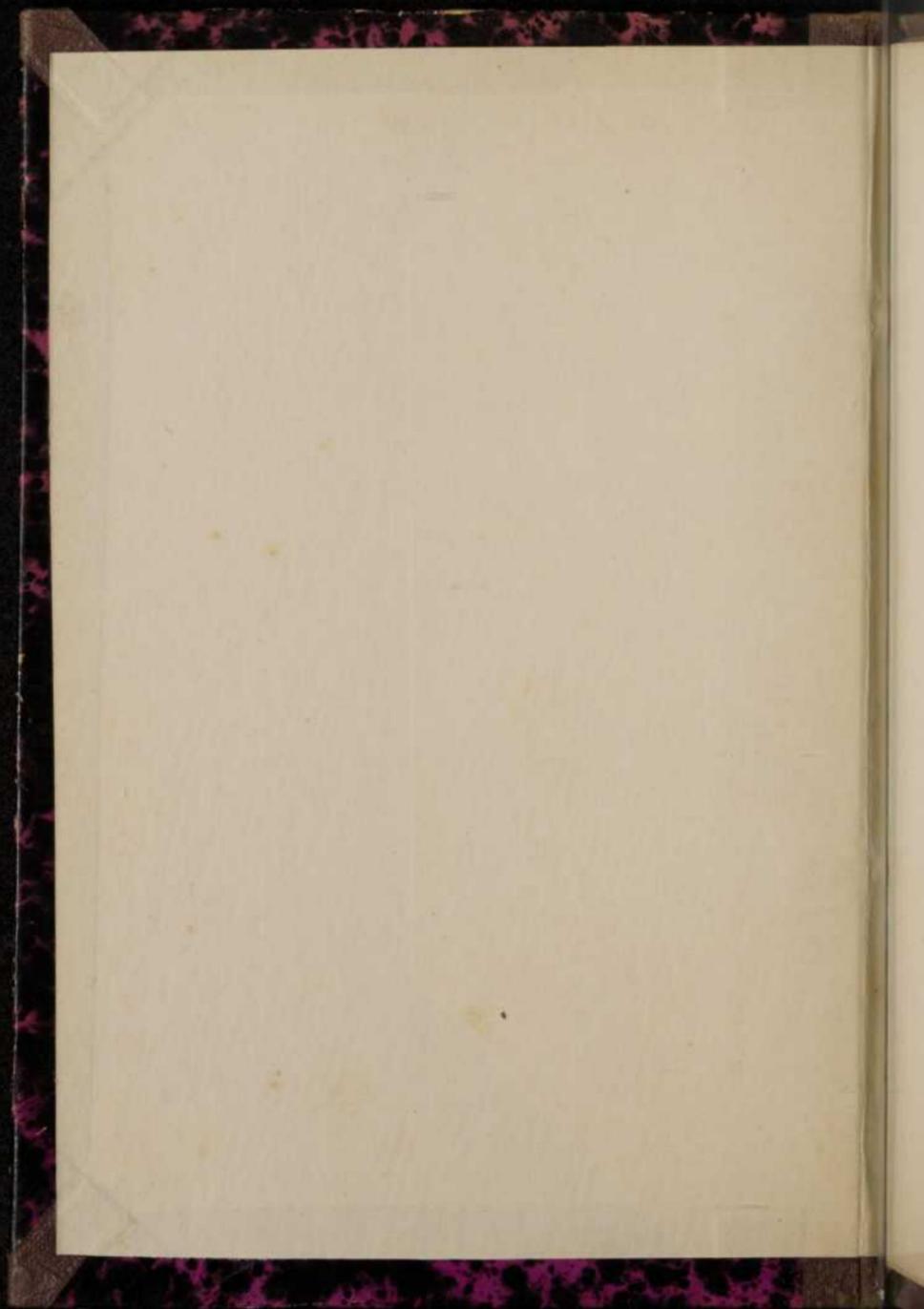
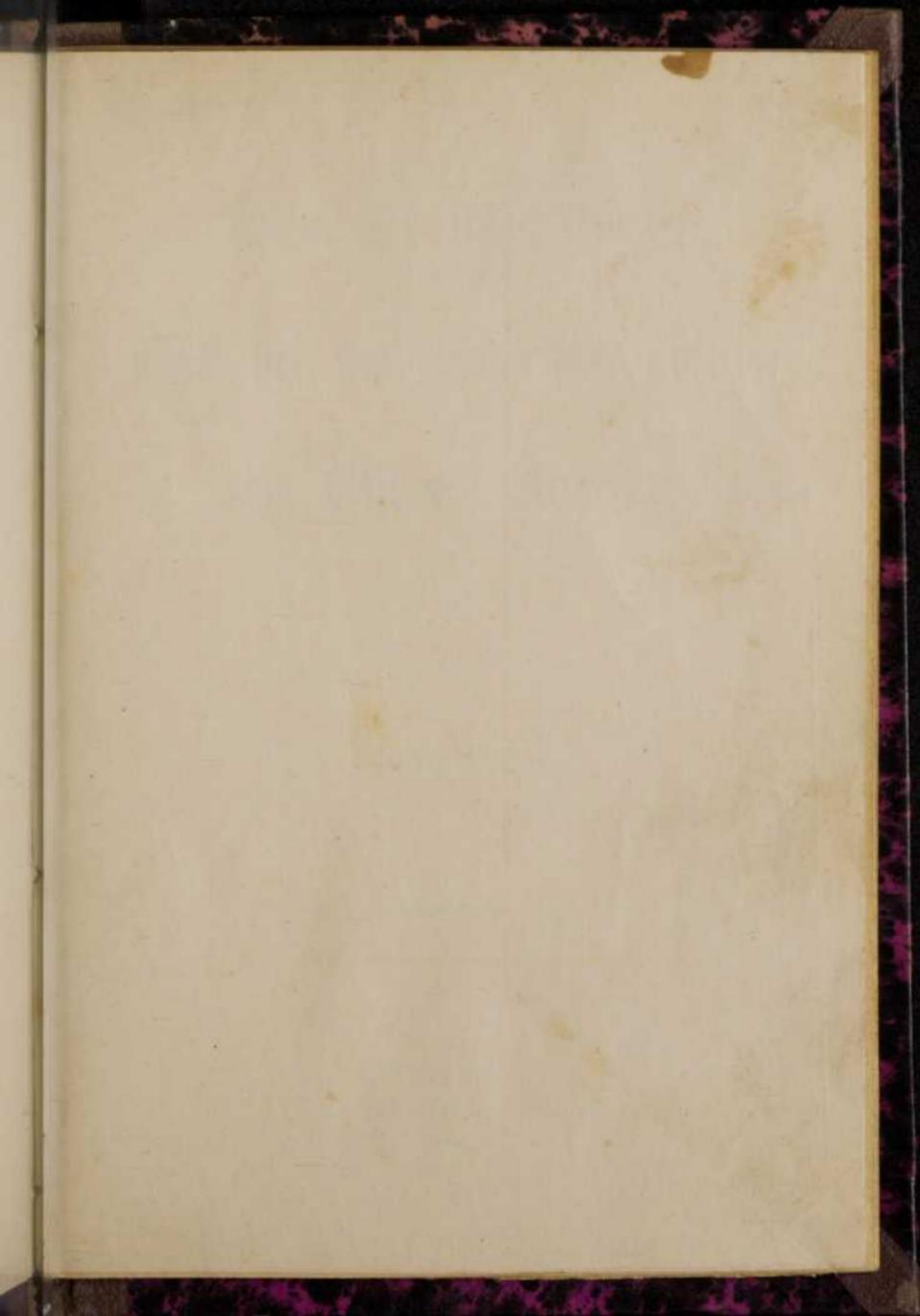
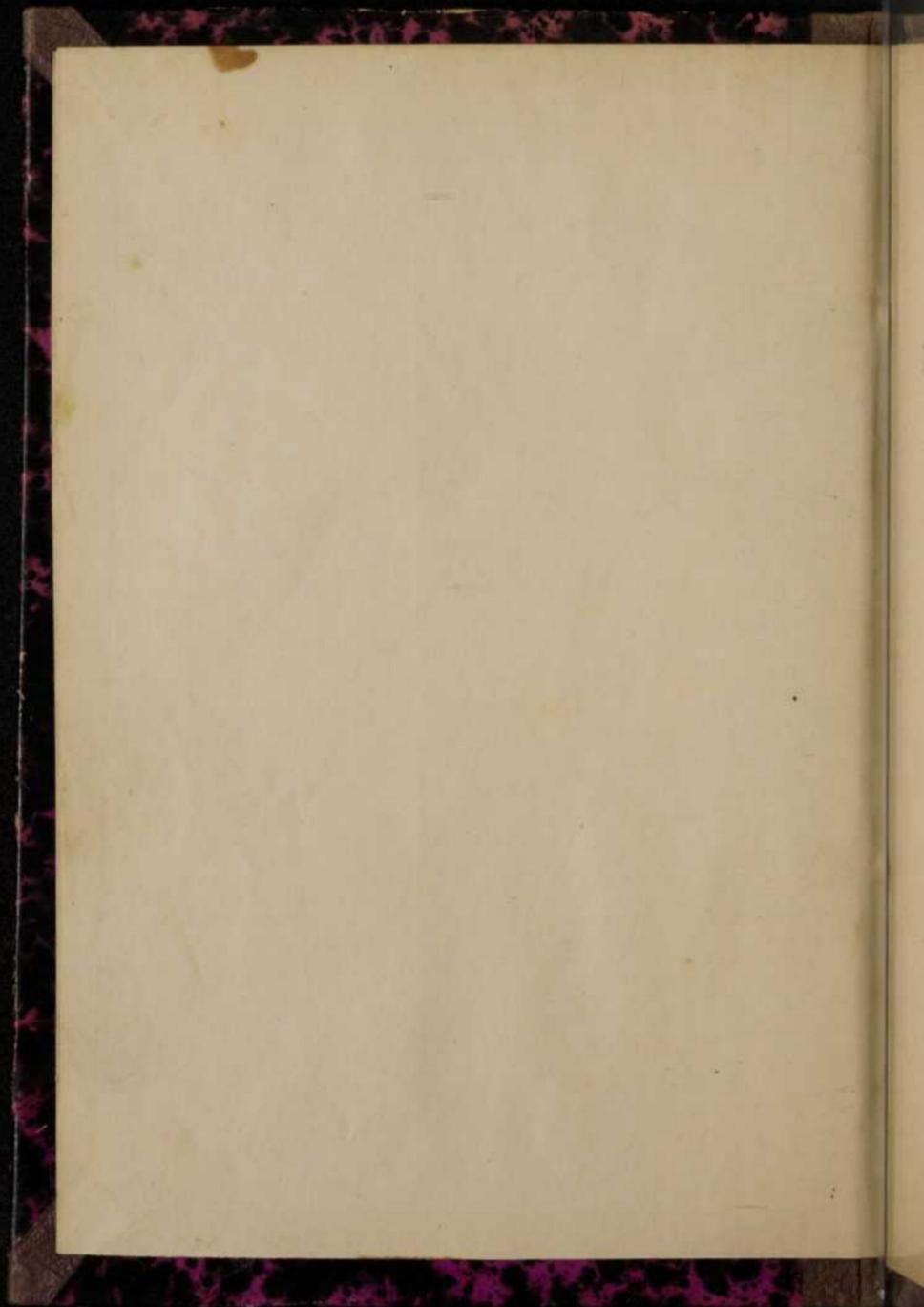
The image shows the front cover of an old book. The cover is decorated with a marbled pattern in shades of purple and black. The spine is bound in a dark brown material, possibly leather or cloth, and has a light-colored paper label at the top. At the bottom of the spine, there is a small white label with the text 'D REB' written in gold or yellow ink.

D
REB







Wem der liebe Gott
nicht bei der Erziehung hilft,
dem hilft ein Anderer.

Von

Maria Nebe.

2

56

Straßburg,
J. G. Ed. Heiß (Heiß und Mündel).
1888.

D
REB



H

63/1441 D

Das Wissen bläht.

„Glaub' Sie mir, Bas' Lene, Sie macht aus der Emma eine gelehrte Gans!“ sagte Better Martin, indem er sich eine frische Pfeife anzündete. „Mach' Sie das Mädel arbeiten, daß es harte Finger kriegt! Jag' sie's am Morgen aus den Federn anstatt sich selbst abzumüden! Was will Sie denn am End' mit dem Ding machen?“

„Emma hat Anlagen,“ sagte die Mutter, „und die auszubilden zu lassen ist meine Pflicht . . .“

„Ja, sie hat wirklich Anlagen . . . das hab ich erst diese Woche gesehen,“ lachte spöttisch der Alte, „als sie mit dem hergelaufenen Kerl, dem Dumont, vierhändig gespielt. Da hat sie gezeigt, daß sie toquettiren kann mit und ohne Noten. Arbeiten ist gut gegen den Muthwillen, Frau Bas'; wenn der Teufel das End' oder das Trumm, wie die Schwaben sagen, verloren hat, sucht er's bei einem faulen, üppigen Weibsbild, und da ist er gewiß, daß er anbinden kann.“

„Emma ist einmal nicht für niedere Arbeit gemacht,“ nahm wieder die Frau das Wort, „die Pensionsvorsteherin sagt, sie mache Aufsätze, wie sie selten welche zu sehen bekomme, und Briefe kann sie schreiben, daß einem die Augen überlaufen. Es steckt mehr in dem Kopf, als man so für's Gewöhnliche braucht, und ich will nicht gegen meines Kindes Glück sein. Wer weiß, ob es nicht noch eine Ottilie Wildermuth giebt.“

„Für eine Frau, die Bücher schreibt, und nicht eben so gut den Kochlöffel und den Waschlumpen führt, als die Feder, geb' ich keinen Birnenstiel,“ brummte Martin. „Eine Frau darf keinen Finger breit vom häuslichen Herd weichen; denn dazu hat Gott sie bestimmt und diesen Platz haben die gesellschaftlichen Verhältnisse ihr gemacht. Hat sie neben dem Magdendienst Zeit, Lust und Kopf zum Schreiben, so mag schon etwas rauskommen. Schreibt sie und vergißt darüber ihre ersten, heiligen Pflichten, so mahnt sie mich an einen Baum, der keine Wurzel hat. Uebrigens hat Sie die Ottilie Wildermuth genannt. Das ist eine Frau nach Gottes Herzen. Die ist nicht allein ihrem Manne eine demüthige liebevolle Stütze, sondern sie steht auch ihrer Haushaltung vor, wie's einer Frau ziemt, und hat ein Herz für Freunde und Fremde, für Bedrängte und Glende. Ja, Frau Bas', das ist eine Seele, wie's wenige in unsern Tagen giebt, und so wird ihre Emma ihrer Lebtag nicht, wenn sie die Narrheit so fort treibt.“

Ungeduldig zupfte die Frau an ihrem Hanf. Der Faden rann blitzschnell durch die ungeduldigen Finger, so daß das Ende etliche Male in die Spindel schnurrte und sich auf der Spule verlor. Sie durfte nicht sagen: „Bettel Martin, scheer' Er sich um seine Sachen; ein alter Brummbär wie Er versteht von einer Mädchenerziehung nichts“ — denn der Alte hatte Vermögen und keine Erben. Die Frau Heck hatte eine Tochter und wenig Mittel und wollte doch gar gerne obenaus. Deswegen ließ sie sich wohl allerhand gefallen und auch sagen von dem wunderlichen Vetter; aber heute ging's doch über alle Grenzen. Wer weiß, was geschehen, wenn nicht Emma mit der Schultasche eingetreten wäre.

Es ist kein häßliches Mädchen, auch gefällig gekleidet, mit einem Hütlein ohne Rand, wie ein Suppenteller, mit einem federn Federbusch vorn auf der Stirne, der durch eine silberne Streitaxt festgehalten ist, auf dem Kopf; ein mächtiger Chignon hängt ihr im Genick, während die Haare wie eine Mähne aus dem Gesicht gekämmt sind, gleich als seien die Haare dem Weibe nicht zur sittigen Hülle gegeben; ein kurzes rothes Fäcchen, den weiten langen Rock an Schnüren wieder über das Unterkleid herausgezogen und Stiefelchen mit hohen schmalen Absätzen vollenden das Bild. Im Gesicht liegt etwas vornehm schnippisch Gelangweiltes, das dem Mädchen alles Anziehende nimm. Sie grüßt fremd. Der Vetter betrachtet sie und

bläst Rauchwolken aus seiner Pfeife, als müsse er einen Schwarm Wespen verjagen. Die Mutter nimmt Tasche und Mappe, Hut und Fächchen und das Töchterlein streckt sich in den Lehnstuhl.

Nun duldet's den Alten nicht mehr. Er klopft die Pfeife aus und hebt sich von dannen.

„Der alte Brummbär,“ sagt Emma, indem sie das Fenster öffnet, „ich wollt', er verschonte uns mit seinen Visiten, und behielt seinen Hanf und seine Strickbaumwolle für sich.“ (Martin hatte nämlich die Gewohnheit, auf Weihnachten dem Bäschen einen tüchtigen Ballen Hanf oder etliche Pfund Strickbaumwolle zu beschenken.)

„Sei geduldig,“ seufzte die Mutter, „wir dürfen ihm nicht vor den Kopf stoßen, sonst könnte es noch fehlen.“

„Er hat keine andern Verwandten als uns,“ entschied altklug das fünfzehnjährige Töchterlein, „und da wird doch endlich das Geld hinfallen, wo es hingehört.“

„Emma,“ sorgte die Mutter, „der Martin ist ein gar sonderbarer Kauz; er hat seine „Mucken“. Es ist nicht unmöglich, daß er was Sonderbares macht und seine Thaler etwa an ein frommes Werk hängt.“

„Das wär' doch eine Schande, die armen Erben im Glend zu lassen und sein Geld an Fremde zu hängen,“ meinte Emma, indem sie die Halskrause vor dem Spiegel zurecht legte und die Brosche frisch einhaftete. Dann nahm sie einen Taschenkamm und strich die Haare aus der Stirn, zog das Kleid zurecht und ging an's offene Fenster. Als sie im gegenüberliegenden Hause ein gewisses Fenster sich öffnen sah, setzte sie sich an's Klavier und spielte zärtliche Lieder. Die Mutter that derweilen die Küchenarbeit, deckte den Tisch, und als Alles bereitet war, lud sie das Töchterchen zum Essen ein. Diese nahm ein Buch neben den Teller und las und aß, als solle Gelehrsamkeit, Suppe, Gemüse und Fleisch, Alles in einen Magen, und durch eine Verdauung bewältigt werden. So ging's Tag vor Tag. Nur wurden die Besuche des Veters Martin immer seltener. Der vernünftige Mann sah wohl ein, daß all' sein Predigen weder bei der Mutter noch bei der Tochter anschlug. Er besuchte desto fleißiger eine Blindenanstalt. Hier war er nach und nach immer mehr daheim, bis endlich die höhere Heimath sich im Tode für ihn aufthat.

Nach der Beerdigung wollte Frau Heß von dem ziemlich

beträchtlichen Vermögen Besitz nehmen; doch der Notar brachte ein Testament, das vor Zeugen geöffnet werden mußte. Universalerbe war der Vorsteher der Blindenanstalt, unter der Bedingung, daß derselbe alle Weihnachten an Jungfrau Hed 20 Pfund Niederländer Hanf und drei Pfund Strickbaumwolle abgebe; ferner, wenn sich dieselbe mit einem Handwerksmann, der das Meisterrecht ehrlich errungen, verbinden sollte, so müßte der jungen Frau eine Morgengabe von 20 000 Franken an ihrem Hochzeitstage ausbezahlt werden; bei jeder andern Verbindung sei das Legat null und nichtig.

Das war hart für Mutter und Tochter, die ihre hochgetragenen Pläne auf diese Weise scheitern sahen. Das Mädchen stampfte mit den Absatzstiefeln auf den Boden und ein Glück für Martin, daß Emma's Wünsche ihn nicht mehr erreichen konnten.

Als die Gläubiger, welche auf die Erbschaft gehofft hatten, sich in ihrer Erwartung betrogen sahen, wurden sie dringender. Emma mußte etwas anfangen, um Geld zu verdienen. Sie wurde Unterlehrerin in einer Schule. Man hatte nicht lange gefragt, wie sich das Mädchen hierzu eigne. Sie war gelehrt — das schien die Hauptsache! Mit welchem Widerwillen sie aber den armen Kindern begegnete, stellte sich nur zu bald heraus. Sie war ja so außerordentlich befähigt und nun sollte sie das A-B-C lehren und die Hand zum Schreiben führen!

Endlich kam die Zeit, wo sie ihr Examen machen konnte. Das war ein Lichtpunkt für sie; denn sie bestand die Prüfung glänzend. Kannte doch das aufgeblasene Ding keine Schüchternheit, die ihr in dem entscheidenden Augenblick den Athem hemmte! Mit Widerwillen nahm sie Stellung an einer Landschule, freilich mit dem Vorbehalt, sobald wie möglich dieselbe mit einer Gouvernanten-Stelle in England oder in Rußland zu vertauschen. Vermuthlich genug richteten sich die Frauen im Schulhause ein; denn das Beste, was sie hatten, mußte verkauft werden, um die ungestümen Mahner zu bethätigen. Aber Emma's Anzug war dennoch sehr auffallend. Wo hochroth anzubringen war, mußte es sein. Die Mutter war Magd, sie besorgte das Haus, scheuerte, lehrte, spann und hackte selbst mitunter das Holz zum Gebrauch in die Küche. Sie pflanzte das kleine Gärtchen hinter dem Hause an, trug Dünger, grub, hackte und pflanzte, und manchmal, wenn die alten Beine nicht mehr wollten, und die Arme schlaff niederhingen, da lehnte sie sich an die Mauer und seufzte unter der schweren Arbeit. Aber die Tochter um Bei-

stand bitten, das hätte sie nie gethan. Emma war ja zu Besserem auf der Welt!

Während dem saß die Tochter am Klavier, schrieb schöne Sachen in ihr Tagebuch und besorgte den Briefwechsel, versuchte auch allerhand schöne Aufsätze zu machen, mit denen sie die Welt beglücken wollte. Aber Letztere wollten nicht gerathen; denn wo in einer Seele nicht ein lebendiger Quell sprudelt, der aus einem gut ausgefüllten Leben entspringt, wo nicht Gottes Geist in ein an sich armes Menschenkind überfluthet und es über alles Verstehen reich macht, da hat's bald ein Ende mit der Schriftstellerei. Nur wo Gott selbst waltet, wird alles neu und jugendlich frisch. Was auf menschlichem Gebiete wächst, ist einmal wie das Gras, das am Morgen blüht und am Abend verdorret. Das fühlte wohl unser armes Mädchen, und wußte aber nicht, was ihr fehle. Sie gab den knappen Verhältnissen die Schuld. Ihr Tagewert lag wie ein Alp auf ihr. Die Kinder, welche ihr Herz ausfüllen sollten, edelten sie an; sie wickelte den Stundenplan ohne Freudigkeit ab. Die Natur hatte keine Sprache für das Herz. Gottes Wort war für sie alt und farblos; nur die Romane mit schrecklichen Lagen, mit unnatürlichen Verhältnissen konnten ihre Phantasie beschäftigen und das Zeug vergiftete vollends dieses Dasein. Sie träumte sich in die Romane hinein; in dem Gehilfen des Lehrers sah sie einen erwünschten Helden, der ihre Aufmerksamkeit weit mehr in Anspruch nahm, als die ihr anvertrauten Kinder. Es entstand ein zartes Verhältniß, das bei Knaben und Mädchen viel Aergerniß gab. Der verständige Lehrer löste den Knoten, indem er seinen Gehilfen verabschiedete. Aber nun hing Emma schwärmerisch an dem verschwundenen Glück. Sie dichtete sehr gefühlvolle Sachen, über alle Mondsviertel, über die klagenden Nachtigallen, ja selbst Immergrün, Epheu, Tod und Todesgedanken kamen dazu. In dem Tagebuch waren meist sehr bedeutende Gedankenstriche, und das Klavier hauchte nur noch Wehmuth und Melancholie. So gingen die Tage über die Lehrerin hin. Sie lebte in ihrer Zug- und Trugwelt so, daß sie nicht sah, wie verwahrlost ihre Kinder waren, und sie sich nicht Rechenschaft davon geben konnte, daß sie die Mädchen zu ernstem, bescheidenem Beruf heranbilden solle. Auch sah sie nicht der Mutter schleichenden Gang, deren bleiches Gesicht, hörte den Husten nicht, den keuchenden Athem der Frau, welche unter der schweren Last erlag.

Eine neue Erscheinung fesselte die krankhafte Einbildungskraft. Ein Handlungs-Reisender, der öfters in des Nachbars Haus kam, um Geschäfte in Syrup, Zucker und Kaffee zu machen. Diesen beglückte das Mädchen mit ihrer Zuneigung; dessen Kommen und Gehen waren für sie die wichtigsten Ereignisse.

Endlich mußte sie doch der Mutter Unwohlsein beachten; denn häufig blieb die Leidende Morgens im Bette. Da sah es mit dem Frühstück betrübt aus. Mancher rauchende trübe Kaffee, manche angebrannte Milch floß aus den unsauberen Töpfen. Mittags war's noch ärger, konnte doch Emma keine Rahmsuppe zuwege bringen. Sie war ungeschickt in den Fingern, und hatte dazu, um die Hände zu schonen, noch Lederhandschuhe an. Was sie kochte, gäbe ein neues Kochbuch; hievon nur Eines zur Probe. Sie wollte nämlich einmal Klöße machen, und anstatt dieselben mit einem warmen Löffel fein auszubrechen, leerte sie den Teig auf einmal in's Wasser, mit dem Bemerkten, derselbe könne sich von selbst vertheilen. Physik hat sie gelernt, und an Chemie gerochen, und an Sternen- und Naturkunde geleckt, aber einen Teller voll Klöße brachte sie nicht zuwege, und eine helle kräftige Fleischsuppe noch weniger.

Wie seufzte die Mutter in ihrem Bette, daß ihr auf diese Weise zum doppelten Schmerzenslager wurde; das Bewußtsein wurde endlich in ihr wach, daß sie den Holzweg in der Erziehung ihrer Tochter eingeschlagen. Gerne hätte sie den Rest ihres fliehenden Lebens gegeben, wenn Emma anders gewesen wäre; aber es war einmal so, und wie oft sie auch an Vetter Martin und an seine wohlgemeinten Rathschläge dachte, es half nichts mehr. Es war zu spät. Emma war verkrüppelt und leer. Je näher das Ende der Frau Heck kam, desto fürchterlicher waren die Gewissensbisse, die sie peinigten. Sie versuchte der Tochter noch zu sagen, was sie plage; diese aber wollte, konnte sie nicht verstehen; sie war ein Wesen, so weit über die gewöhnlichen Menschen erhoben, daß man von ihr solches gar nicht erwarten konnte.

Still lag deswegen die Kranke und sah ihren wohlgeordneten Haushalt von Stufe zu Stufe herabsinken. Endlich brach in diesem enttäuschten Herzen das Verlangen nach Gnade durch. Aber selbst die heilbringende Buße konnte den Seelenschmerz nicht tilgen, der sie ergriff, wenn sie ihr Kind arm, hilflos, verkehrt sah. Ihre letzte Bitte war: „O Herr, vergieb! O Herr,

hilf!“ Dann zog die müde Dulderin hinüber in die ewigen Hütten, wo kein gefährlicher Irrthum, wie der, welcher sie auf Erden umfangen, sie mehr erreichen konnte!

Emma trauerte um die Mutter; aber dieser Schmerz selbst konnte nicht tief in diese Seele eingehen, die im Halbwissen verflacht, in Faulheit, Eitelkeit und Sinnlichkeit begraben lag. Sie ging ihren Weg weiter, glaubte sich zum Unglück geboren, verbitterte von Tag zu Tag, so wie ihr Bischen Habe von Jahr zu Jahr mehr verkam. Der Hanf wurde verkauft und die schöne Leinwand, welche der Mutter fleißige Hand gesponnen, verderbt, kam es doch Emma nicht darauf an, eine schöne Serviette zum Wischtuche zu nehmen, um das umgeleerte Tintenfaß aufzutunken. Die Toilette wurde indeß noch erhalten. Alles andere ging, wie es konnte. Unheimlich und unwohnlich wurde ihr das Stübchen, das sie bewohnte, wenn schon ein Canapé und ein rundes Tischchen mit Büchern darin war. Sie suchte Gesellschaft und verachtete keineswegs einen Tanzsonntag in dem „süßen Winkel“, wie man ein schlechtes Wirthshaus, das etwas abseits lag, getauft.

Hier lernte sie einen Schustergesellen kennen, der direkt von Paris gekommen war, der den Hut auf die Seite setzte, und am Sonntag ein feines Spazierstöckchen und Glacéhandschuhe trug. Dieser hatte nicht allein außen herum Pariser Schnitt, sondern innerlich parisierte es auch bei ihm. Er hatte einige schöne Redensarten über Altweiberreligion, wußte selbst etwas von dem Renan, der das alte Zeug, wie er meinte, nun auch vollends für die Papiermühle fertig gemacht hätte. Er tanzte dabei sehr schön und strich seinen Schnurrbart nach dem Modell aus der Modezeitung. Kurz, es war ein rechter Stutzer und Emma sympathisirte ungemein fortan für den Handwerkerstand, besonders wenn ein Arbeiter sich auf so aristokratischer Höhe zu erhalten wisse, wie dies bei dem Schuster der Fall war. In traulicher Stunde theilte sie ihm mit, wie Vetter Martin sie in seinem Testament bedacht, und nun gab's Verlobung.

Knapp, sehr knapp ging's bei der Ausstattung zu; sollten doch die Zwanzigtausend erst am Hochzeitstage ausbezahlt werden. Doch gab's, zum Glück, Leute, und waren's auch blos Juden, die auf solche Aussicht hin etwas vorstreckten . . .

Jetzt, lieber Leser, magst du dir selbst ein Bild von dem Hause machen, in dem ein Mann regieren soll, dessen ganzes

Verdienst in etwas Pariser Schminke besteht, während sein Geist stumpf, seine Seele verdorben, sein Herz öde ist, ein Handwerker, der das Schuhmachen wohl erlernt, der aber träge zur Arbeit ist und lieber hinter dem Wirthshaußtisch, als auf dem Dreifuß sitzt, — der mehr Freude an der Kegelfugel hat, als an der gläsernen, — der die Karten lieber handhabt, als das Gebetbuch und die Bibel. Und dazu denke dir eine Frau, die nicht mehr in sich hat, als eine mit Lust gefüllte Blase, und Hände, die weiter nichts gethan, als geschrieben und Klavier gespielt, — die weder Kochen noch Scheuern, weder Waschen noch Glätten, weder Spinnen noch Stricken, weder Nähen noch Flicken können! — In dieses Haus sind am Hochzeitstage zwanzigtausend Franken gefallen und haben den Glauben geweckt, als wären sie nicht zu erschöpfen. Diese Meinung ist jedoch nur zu bald der Ueberzeugung gewichen, daß das Geld rund ist und man geschickte, fleißige Finger haben muß um, dasselbe im Hause festzuhalten!

Du hast's begriffen, lieber Leser, daß das Ding seinen Gang gehen mußte! Es ist dir klar geworden, daß, wenn es Ehen giebt, die im Himmel geschlossen sind, es auch andere giebt, die der Teufel zu Stande gebracht. Wie's dann dabei zugeht, sieht man, leider! in manchem Haus! . . . Genug, unsere gelehrte Emma sank von Stufe zu Stufe; sie zog ihre armen Kinder mit in das bodenlose Verderben; denn diese mußten die kleinen, mageren Hände ausstrecken . . . nach Bettelbrod!

Mütter, bedenkt's: das leere Wissen bläht; nur die Liebe, besonders aber die Liebe zu Gott, bessert!

Saat und Ernte.

„Mutter!“ schrie Alfred in's Zimmer stürzend und den Bücherack auf den Tisch werfend — „ich geh' nicht mehr in die Schule... das laß ich mir nicht gefallen!...“

„Was denn, mein Kind?“ fragte besorgt die Dame, indem sie den Roman, den sie gelesen, schloß und dem erzürnten Knaben die Locken aus der Stirne strich.

„Der alte Kummel hat mir eine Ohrfeige gegeben!“

„Wie gemein!“ entsetzte sich die Frau, indem sie dem Knaben einen Kuß auf die noch geröthete Wange drückte. „Was ist denn vorgefallen?“ fragte sie, um ihre Trostgründe anbringen zu können.

„Gar nichts!“ war die Antwort. „Vor mir sitzt das „Buckele“, das mir in der Seele zuwider ist, dem hab' ich ein Papier aufgesteckt, wo drauf gestanden: Orgelmann, Numero Eins. Da haben die Andern gelacht, und als es der Kummel gesehen, hat er mir Eine gefangt.“

„Du hast auch immer so drollige Einfälle,“ meinte die Mutter lächelnd, „aber der Mühe werth war es nicht, unser Kind so zu behandeln. Ich will mit dem Vater davon reden. Geh' in's Eßzimmer, es stehen dort ganz frische Erdbeeren und isß dein Zehnuhrbrod.“

Die Dame lehnte sich wieder behaglich in die Sophaecke und bald war sie in den Verlauf der interessanten Geschichte so vertieft, daß sie erst dann das Buch weglegte, als ihr Mann in's Zimmer trat.

„Weißt du schon, was Alfreden heut' geschehen?“ begrüßte sie diesen.

„Er hat sich, glaub' ich, eine Ohrfeige geholt,“ ergänzte der Mann.

„Wegen einer Lumperei,“ sagte die Mutter. „Was kann das Kind dafür, wenn es witzige Einfälle hat. Der Lehrer hat nie den Charakter unsers Alfred verstehen können. Wie kann auch ein alter staubiger Bücherwurm, wie der, einen genialen Charakter fassen.“

„s ist eben ein gelehrter Esel,“ sagte der Vater und griff nach der Zeitung; „es geht zu in unserm Land, wie vor dem Himmel drauhen,“ nahm er das Wort nach einer Weile wieder auf, „die Obrigkeit meint, sie könne machen was sie wolle, und so meinen's alle Beamten. Es wird doch einmal anders kommen! Gott Lob, daß in den Kammern Leute sind, die der Regierung einen Strich durch die Rechnung machen können!“

„Ja, es ist recht betrübt,“ gähnte die Frau gelangweilt, „es thut Niemand seine Pflicht. Gut Essen und Trinken und sich amüsiren, das hat jeder im Auge; aber für's allgemeine Wohl arbeiten, will Niemand.“ Dabei rieb sie die weißen Atlas'hände.

„Frau,“ sagte der Mann, des Politisirens müde, „da fehlt mir ein Knopf und meine Weste ist abgestoßen.“

„Schid's zum Schneider!“ war der Trost.

„Dann muß ich dir bemerken, daß die Strümpfe, die ich heute frisch angezogen, ein großes Loch haben.“

„Das ist doch zu arg mit der Vene! Das Ding wird alle Tage sauler! Ich will ihr einmal wieder den Kopf tüchtig waschen! Rein! Niemand thut mehr, was er soll!“ war die Endbemerkung, als der Gemahl das Zimmer verließ. Nun wurde der Roman wieder vorgenommen, bis das Mädchen zum Essen rief.

Alfred hatte im Nebenzimmer erlauscht, daß sein Lehrer ein gelehrter Esel, er selbst aber ein genialer Bursche sei; er hatte des Vaters Urtheil über die Landesobrigkeit vernommen und dies Alles hatte sich das „geniale“ Kind hinter die Ohren geschrieben.

Natürlich verließ der zehnjährige Alfred die Schule, so zweckmäßig sie zu dessen Entwicklung gewesen wäre, um in ein Byceum eingebürgert zu werden. Hier ward der solide Grund, den der treue geschickte Lehrer gelegt, umgeworfen, und ein Unterricht begonnen, der wohl für einen siebenzehnjährigen Jüngling hätte angehen können, aber für einen zehnjährigen, gedankenfaulen Jungen nur dazu diente, eine Masse unverständener Sachen in seinem Gedächtniß aufzuhäufen. Dabei hatte der schöne Knabe eine gefällige Uniform, und das „Käppi“ mit dem goldgestickten Lorbeerfranz saß köstlich verwegen auf den blonden Locken. Die Mutter konnte sich nicht satt daran sehen und dem Vater machte es eine innige Freude, einen Sohn zu haben, der im Stande war, seine politischen Ansichten

zu theilen, und der so meisterlich über alles Bestehende schimpfen konnte, besonders aber über die Ortspolizei, mit der er freilich manchmal in allerlei bedenkliche Conflikte kam.

Als die Confirmation heranrückte, meinte Alfred: „Das Ding könne man unterlassen.“ Die Mutter sagte: „Wo denkst du hin, man muß machen, wie die Andern; übrigens ist's bald geschehen.“ Der Vater lächelte. „Er hat so Unrecht nicht; es ist noch ein Ueberbleibsel vom Pfaffenthum, das aber auch zu seiner Zeit schwinden soll. Es dürfen nur noch Etlliche kommen wie Strauß und Renan; die mögen dem Volke schon den Staub aus den Augen wischen!“

Wie segensreich nach solchen Betrachtungen die heilige Handlung für unsern Alfred gewesen, wie fruchtlos das Bemühen des Seelsorgers, kann man sich denken! Er war im Alter wo gewöhnlich die Seele, ihrer selbst unbewußt, gläubend umfaßt was ihr naht, wo bittere Erfahrung noch nicht das Vertrauen getödtet, das köstliche Jugendfeuer gelöscht. Dieses Knaben Herz indeß war kalt, die Seele leer, das ganze innere Leben öde.

Alfred wollte Advokat werden. Den Gerichtshof durch seine Beredsamkeit beherrschen, das schien ihm ein ruhmvolles Ziel für seine Wünsche. An der Fakultät machte er seine Sprünge. Die Eltern lächelten zuerst, entschuldigten, zankten auch bisweilen, aber durch des Sohnes glänzendes Aeußere, durch seine witzigen Einfälle bald wieder versöhnt, zahlten sie die Schulden und so wurde endlich das Examen bestanden. Ein Jahr Aufenthalt in Paris sollte die Studienzeit vollends beenden; und so finden wir unsern jungen Mann in der geräuschvollen Hauptstadt.

Wenn ein Mütterchönchen aus der Provinz in die Weltstadt fällt, gemahnt es uns an das, was wir am Zürichersee gesehen, als wir Brod in's Wasser geworfen. Die Fische kamen schaaarenweise und schnappten darnach; und so viel wir hineinwarfen, es verschwand Alles in einem Nu. Alfred wurde von einer Bande lockerer Studenten umringt, in deren Gesellschaft er sich nur allzugut gefiel. Man studirte die Gasthäuser, wo die schönsten Hummern und Seefische, die feinsten Weine und das beste Wildpret feil waren. Aus Vaterlandsliebe besuchte man auch die Elsässer Speisewirthschaft, wo alle Produkte dieser reichen Provinz zu haben sind, vom gelben Sauerkraut an bis zum duftenden Kirschwasser. Dabei überflog man die Zeitungs-

blätter und begleitete das Lesen mit Randglossen, wie nur ein Student sie machen kann. Daß diese witzigen Nadelstiche, durch welche der Franzose sich rächt, allen Ernst schonungslos in den Staub tritt, das wurde nicht bedacht. Lachen und Lachen machen, war und blieb des Lebens Zweck dieser, wie so mancher andern Gesellschaft. Die Theater kamen an die Reihe und nicht selten schlüpfte das lustige Volk in die Zaubergärten, wo zwischen den reizenden Blumenbeeten und den magischen Gasflammen manche elegante Spinne auf die tanzende Fliege lauert, um ihr Kraft und Saft auszuzugeln. Das waren die Hechte unter den Weißfischen, die nach dem Elsäßer Brod schnappten.

Und die Studien? — möchte vielleicht ein altmodischer Papa fragen „Vieber alter Papa, so altmodisch mußt du nicht sein! Das kommt von selbst nach, und wenn man einmal im Amt ist, so wird schon der Verstand kommen“ hätte dir die liebende Mutter geantwortet. Und der Vater hätte darauf nichts erwidert, wenn er auch seufzend die Tausendfrankenscheine aus der Geldkiste holte. War er doch selbst der Meinung, daß die Jugend austoben müsse. Das Toben jedoch ist eine gefährliche Sache, von der man nicht recht weiß, wenn sie anfängt; tobt doch manch Einer und meint er ist noch ganz nüchtern. Wenn ein Pferd scheut, so geht's fort in tausender Jagd, wohin? Das weiß kein Mensch. Wenn auch die Brust keucht, wenn auch der Schweiß von den ermattenden Gliedern rinnt und der Schaum vom Gebiß fliegt, es stürzt fort, wenn nicht eine gewaltige Hand in die Zügel greift

So tobte unser Alfred und schon erlahmte die Kraft, die Nerven erschlafften und konnten nur noch durch kräftige Reizmittel gespannt werden. Das Hirn zuckte fiebrisch. In dunkeln Nächten stiegen gleich Gespenstern Schreckgestalten an seinem Bette auf. Ruhelos wälzte sich der junge Mann und diese Stunden waren ihm unerträglich. Deswegen wurde die Nacht zum Tage gemacht und bleiern lag dann in den köstlichen Morgenstunden der Schlaf auf ihm. Die schönen Locken, auf welche die Mutter so stolz gewesen, fielen unter dem Kamme und eine verdächtige Glase entblöste den Schädel. Faltig hing die Haut im Gesicht, blaugeädert wurden die zitternden Hände. Keine Kunst wollte mehr helfen, kein Arzt konnte den Wurm tödten, der sich in dieses junge Leben einfräß. Und die Seele?

Diese erwachte und wollte ihr Recht haben. Sie war ja

ein Ebenbild Gottes, sie war für die Vollendung geschaffen und mußte nun darben im ekeligen Gehäuse . . . und Nichts, Nichts wurde für sie gethan. Sie bewegte sich in diesem Körper wie ein lebendig Begrabener, ihr Zucken war wie Sterben. Wenn sie auch im tollen Treiben übertäubt wurde, so war sie doch nicht todt; denn die Seele, die Gott als sein Ebenbild geschaffen, die kann nicht sterben, die überlebt den Ruin des Geistes und des Körpers!

Nach einem wilden Nachtgelage, das bis gegen Morgen gedauert hatte, finden wir unsern Alfred in seinem Schlafzimmer. Die Gäste sind fort. Im Nebenzimmer haben sie die grauenhafte Unordnung gelassen, die auf solche Gelage folgt. Der Tisch mit den Dessert-Resten, mit den entforkten Flaschen, die angerauchten Cigarren, die Asche auf dem Boden, verwelkte Blumen und Bandschleifen reden von der gemischten Gesellschaft, die da gehaust. Die widerliche Luft, die hier ist, dringt in das Schlafzimmer, wo Alfred, bleich und zerstört in einem Lehnstuhl liegt. Der letzte Weindunst, der die Wangen noch fieberisch geröthet, der die matten Glieder noch einen Augenblick gestählt, versiegt. Es kommt die Stunde, wo das Gewissen erwacht, wo die Seele ihr Recht fordert.

Matt sinkt er zusammen, und doch rollt das Auge fieberisch in der glühenden Höhle. Es will keine Ruhe kommen. Todesmüde streckt er sich, und doch drängen sich wie Feuer die Blutwellen durch die Adern und schlagen mit Macht an das erregte Herz, steigen auf zum Hirn und scheuchen die Ruhe von dem Ruhelosen. Die Lampe brennt hinunter. Noch ist's finster draußen. Auch stille ist's geworden. Es ist eine lange, lange Winternacht. Alfred sieht nach der Uhr, die auf Vier zeigt.

Ich will schlafen, sagt er, und wirft sich auf sein Bett. Er drückt den Kopf in die Kissen und schließt die Augen . . . Doch umsonst, . . . umsonst! Immer wilder umgaukeln ihn die Bilder seiner Phantasie; er sieht das Gelage der Nacht, es ekeln ihn die frechen Gestalten. Vor ihm entrollt sich sein Leben; es ist aschgrau, verblichen, abgeblüht und keine Frucht ist da, welche die heißen Lippen kühlen könnte. Die Zukunft zeigt Mühe, Arbeit, ein Leben, wo er das entbehren soll, was ihn zum Bedürfniß geworden. Dabei ein siecher Körper, der ihn wie ein Alp hemmt. Freunde hat er keine; Kameraden nur, die das Heiligste mit ihrem Spott bejudeln, und von denen keiner ahnt, ja keiner ahnen darf, was in ihm vorgeht.

Liebe — hat er nie gekannt. Wohl ist er untergetaucht im Bodensatz der Hauptstadt; aber die Strahlen einer reinen verklärenden Frauenliebe haben ihn niemals berührt! Die Eltern, nun, die zahlen, aber helfen können sie nicht. Alles ist wurmförmig um ihn her, und es lohnt sich nicht fortzumachen; das ist das Ende seiner Betrachtungen.

„Schlafen kann ich nicht in diesem Bette!“ fährt er mit der Ruhe fort, die manchmal der Raserei vorausgeht, „ich weiß ein Bette, da schläft sich's besser! — Au Pont-Neuf! au Pont-Neuf!“ singt er und kleidet sich an. Er durchschreitet das Eßzimmer und gelangt auf den Quai, wo die Gaslaternen im Wasser sich spiegeln, wo die Bogen geräuschlos ziehen und manches Geheimniß in ihrem Grunde bergen

Am Morgen kam der Wirth, der das Essen besorgt, die Sachen zu beseitigen. Man klopfte vergebens; endlich erbrach man die Thüre. Es lag Alles wie in der Nacht. Ein widerlicher Deldampf entstieg der verlöschenden Lampe. Der Hausherr hat gehört, wie Jemand gegen 5 Uhr das Haus verlassen. Man vermuthete, daß Alfred es gewesen. Man schrieb den Eltern, die mit dem schnellsten Zuge kamen. Nichts in den Papieren des Verschwundenen gab das geringste Licht. Alle Nachforschungen blieben fruchtlos. Der Mutter Jammer war unendlich; der Vater irrte durch die Zimmer, durch's Haus und fragte die Leute, die er antraf, nach seinem Sohne. Da sagte ihm der nächste Nachbar, dessen Zimmer nur durch eine Mauer von Alfreds Schlafzimmer getrennt war, er habe ihn in jener Nacht schreien hören: au Pont-Neuf!

Das war ein Funken für den Unglücklichen. Er holte eine Miethkutsche, die Eltern saßen auf und der Kutscher fragte, wohin er fahren solle. Da hieß es: à la Morgue! (an das Todtenhaus!)

Paris weiß selbst das Schrecklichste mit gefälliger Form zu decken. Deswegen stelle dir dieses gräßliche Todtenhaus nicht abschreckend vor. Es ist ein schönes Gebäude. Ein geräumiger Corridor führt um den Saal, wo die Todten aufgestellt sind. Da liegen sie auf ihren steinernen Betten, wo sie Ruhe gefunden. Eine eigene Flüssigkeit tropft durch einen Hahn auf die Leichname, um sie vor allzuschnellem Fäulniß zu bewahren. Die Kleider der Ertrunkenen hängen über den Betten. Sie müssen ja öfters zum Erkennen dienen. Dies Alles ist durch eine Glaswand abgeschlossen, so daß das Publikum sehen, aber nicht dazukommen kann.

Alfreds Eltern, treten zitternd blaß wie die Todten selbst, die hier zur Schau liegen, herzu. Ein Blick . . . und die Mutter knickt mit einem herzzereißenden Schrei zusammen. Sie hatte ihren Sohn erkannt!

Sie reisen mit einem Sarg, der alle ihre vernichteten Hoffnungen birgt, in's Elsaß zurück. Dieser wurde versenkt. Die Freunde und Verwandten haben das Leidhaus verlassen und nun herrscht Todtenstille in der öden Wohnung. Die Mutter sitzt in sich gefehrt. Alle Romane der Welt können das schmerzlich zuckende Herz nicht beruhigen. Den ergreifendsten Roman hat sie erlebt. Auf dem eigenen Leben, auf ihrem Thun und Beginnen ruht schmerzlich der Blick. Sie sieht ihr Kind aus der Schule kommen, sie sieht den Jüngling heranwachsen ohne Halt, ohne geistige Grundlage. Sie vergegenwärtigt sich die Scheidestunde als er nach Paris ging und endlich das schreckliche Wiederfinden! Das Gewissen erwacht, fürchterlich gegen sie zeugend . . . Um Trost ist ihr bange; denn die Erde, an die sie sich gekettet, bietet nichts für ihr armes Herz. Zu spät, zu spät erkennen die Eltern, daß sie einen falschen Weg eingeschlagen.

Wie der Acker, so die Rüben.

Wie der Acker, so die Rüben;
Wie die Eltern, so die Buben!

Dieses Sprichwort ruft mir eine große Rübe in's Gedächtniß, zu der wir an einem Sonntagnachmittag gewallfahrtet sind. Die Rät'h', die Greth', die Madlen, die Julian' und das Bissela mit den Flachsshaaren. Wir waren die Einzigen wohl nicht, die dahin gingen, denn es zog sich ein hartgetretener Pfad über den Acker bis zu der riesigen Rübe. Wie dick und lang sie gewesen, kann ich nicht mehr so genau bestimmen, aber daß sie größer war als alle Rüben, die ich seither, selbst in Ausstellungen gesehen, das ist gewiß. Es war aber auch ein Acker, wo sie stand, an der Hohl' im besten Gelände; er gehörte dem Schloßmüller und dieser hat ihn selbst bestellt.

Es war ein rüstiger Mann, dieser Schloßmüller; was er unternahm, hatte eine Art. Den Samen zur Rübe hat er mit Sorgfalt in seinem Garten gezogen; er hat den Dünger beim Pflügen nicht gespart; er hat seine Leute zum Jäten, zum Röhren und um die jungen Pflänzchen dünne zu stellen hinausgeschickt. So ist die Rübe groß geworden. Sie wäre wahrscheinlich noch größer geworden, wenn nicht des Flietels Seppel seinen Namen und ein Kreuz hineingeschnitten hätte.

Am Weg, der zur Rübe führte, lag des Bernetzfrizen Dreieck. Da standen auch Rüben darauf; man wußte aber nicht recht, war's eine Wiese oder ein Rübenacker. Der Fritz hat eben die Stoppeln nur nothdürftig umgehackt und den Samen von der Rübe, die in seinem Zaune aufgeschossen war, gesät; von Düngen war keine Rede, von Jäten und Röhren wieder nicht. So knüpften sich die Rüben im Boden und drückten sich kümmerlich durch Gras und Unkraut herauf. Welch' ein Unterschied zwischen den beiden Aekern! Man konnte kaum glauben, daß die Sonne auf beide geschienen, daß es auf beide geregnet!

Fritz war eben ein eigener Geselle; er lebte gern von Almosen, die er am liebsten empfing, wenn er vor seinem gespaltenen Deslein saß und sich bähete. Hab's manchmal gesehen, das windschiefe Häuslein, das er im Mahenberg bewohnt. Die zwei gläsernen Scheiben, die noch im Blei saßen, gaben nicht mehr Licht in der rauchigen Stube, als die papiernen; denn sie waren seit Menschengedenken nicht gewaschen worden. Der Regen brauchte nicht lange zur Dachtraufe zu werden; denn die fehlenden Ziegel gestatteten ihm freien Einlaß in's Haus; im Gärtlein konnten des Rummeldortels Gänse und der Weinere zwei Hühner sich ohne große Mühe versammeln; ein Theil der Zaunsteden war schon lange durch das durchlöcherete Ofenrohr geflogen. . . . So sah's beim Bernetzfriz aus, darum glich auch der Dreispitz dem Häuschen und das Häuschen dem Fritz, so wie der Acker der stattlichen Mühle glich und die Mühle dem Müller. Es muß eben wahr sein: Was du säest, das wirst du ernten, und wie der Acker, so die Rüben!

Das ist aber nicht bloß von den Rüben so, sondern es liegt dir, Vater, Mutter, noch ein ganz anderer Acker nahe, den du bestellen und besäen sollst. Es sind deiner Kinder Seelen. Vergiß solches nicht über den Furchen, die du im Acker ziehst. Eine Ernte wäre weit leichter zu verschmerzen als es

zu tragen wäre, wenn deine Kinder wie Unkraut emporschössen und dein Alter vergifteten durch ihre Laster. Gott behüte dich davor, daß du einst händeringend vor jenem Acker stehen mußt und dich anklagen: ich habe verschuldet alles Elend, das auf mir liegt, verschuldet durch meine Schwäche, meine eigene Gottlosigkeit! Der Herr gab dir den Acker, deiner Kinder Seelen; er gab dir den Samen, das Wort des Lebens! Streue aus und wache über die Saat, daß der Feind nicht komme zur nächtlichen Stunde und Unkraut säe.

Doch dies Unkrautsäen geschieht allewege; denn das ist des Teufels Hauptgeschäft. Ist's geschehen, so lege Hand an's Werk, jäte, reiß aus; befestige die lose gewordenen Pflänzlein und vergiß nicht, daß des Herrn Auge über deinen Bemühungen wacht, wie die Sonne leuchtet über Flur und Feld; daß des Herrn Segen helfen will, da, wo deine Kraft nicht ausreicht, so wie du weder Regen noch Thau dem Acker geben kannst. Kommt doch Beides von Oben!

Da kraht vielleicht Einer oder die Andere hinter den Ohren und sagt: An Mahnen und Schelten hat's bei mir nicht gefehlt; und an Prügeln auch nicht. Auch habe ich meine Kinder in die Schule gehen lassen, in den Pfarrunterricht, selbst in die Kinderlehre und doch ist's eine „Wildniß“ geworden. Da können wir nun nichts dafür! — Lieber Vater, liebe Mutter, du kannst dafür, denn du hättest an einem Ende anfangen sollen, nämlich an der Heiligung deiner eigenen Seele. So wie die Rüben auf dem Acker sich entwickeln und je nach der Beschaffenheit des Bodens und der Pfllege gedeihen oder nicht gedeihen, so wurzeln die Kinder in der Seele der Eltern. Wenn diese in inniger Gemeinschaft mit ihrem Heilande steht, so werden die Kinder tüchtige, ernste Leute geben. Steht aber diese Seele im Dienste der Welt, der Sünde, des Teufels, was kann da aus den Kindern werden?

Es ist leicht gesagt: Ziehe dein Kind — aber es ist eine schwierige Aufgabe, sündemal es nicht mit dem Kindererziehen geht wie mit dem Strumpffärben. Darum, liebe Eltern, denk bei diesem hohen wichtigen Ante zuerst an die eigene Heiligung und dann erst legt die Hand an den Pflug, um der Kinder Herzen zum Empfang des lebendigen Gotteswortes zu bereiten. Daß die Kinder sich aus den Eltern herausentwickeln, möget ihr an euch selbst abnehmen; denn sage, du Vater, wenn du sorgenvoll Stunde um Stunde in der Nacht zählst, ohne daß

dein Bube nach Hause kommen will . . . wo hast du so manche Nacht in deiner Jugend zugebracht? Auf denselben Wegen, wo du ehemals, geht jetzt dein Kind!

Wenn der Frixel von dem Furlwächter ertappt worden ist, weil er sich an den Trauben der alten Zähließ vergriffen hat, so mag der Frix an die Furche denken, welche sein Pflug von des Nachbars Acker weggebissen hat!

Wenn das Grettele mit dem Haspelleisen am Spiegel steht, um die Haare auf der Stirne zu kräuseln; wenn es am Markttag etwas nebenaus braucht für Pommade und Halsband, so mag die Gret' ihrer eigenen Jugend gedenken, und wie sie heute noch manches Stücklein Speck, manche Doche Hanf zu Händen hat, wenn die Frau kommt, mit dem Kram unterm Arm!

Wenn der Hänfel in der Schule während dem Gebet Unfug treibt, so mag der Hans sich erinnern, wie er lezthin dem katholischen Tagelöhner gesagt, als dieser Samstagnachmittags ausstand, um zur Beichte zu gehen: „Das Beten trage nichts ab, von dem haben deine Kinder keine Wassersuppe morgen. Ich bete Jahraus Jahrein nicht und bin deswegen doch ein guter Christ!“

Wenn der Tinele den Fliegen die Flügel ausrupft, die Maikäfer an einen Faden bindet, die Vögel lebendig rupft, den Fröschen die Schenkel abschneidet ohne sie zu tödten u. s. w. — so mag der Valentin sich erinnern, wie er seine Ochsen überladen, und sie dann mit Klüchen und Hieben den Berg hinaufgetrieben!

Wenn der Lehrer den Michele gestraft, weil er unter dem Schultisch Karten gespielt, so mag der Michel an all' die Abende und Nächte denken, die er spielend verbracht hat!

Wenn der Tony sternhagelvoll mit den Sonntagskleidern im Graben liegt, so mag der Anton daran denken, wie viel mal er zu tief in's Glas geguckt!

Wenn der Gottliebele die Hände in die Hosentaschen steckt bis an die Ellenbogen und prahlt was sie für Leute seien, wie sie Geld und Sach hätten mehr denn genug, so mag der Gottlieb daran denken, wie er auch die Backen aufbläst und den Mund voll nimmt, wenn's an's Rühmen geht!

Wenn der Bebb die alte Rosikath' vom Hause wegjagt, statt ihr ein Stück Brod zu geben, so mag der Bobbel sehen wie viel Schnürlein er an seinem ledernen Beutel zerrissen

mit starkem Zuziehen, wenn der liebe Gott etwas von seinem Ueberfluß für die Armen beehrte!

Du kennst die Redensart: Er ist rechter Leute Kind. Das ist ein Segen, den der Jüngling, die Jungfrau in's Leben mitnimmt und den kein Wasser wegschwemmt. Das ist ein angeerbter Adel, der höher zu stellen ist als alle Adelsbriefe der Welt!

Sieh' das Ewige mit den frommen Augen, den sittigen Geberden, es ist der braven Eva Tochter!

Sieh' den Mienel, der keck und freundlich dir begegnet, es ist des ehrenfesten Benjamin's Sohn!

Sieh' den Christel, der hilfreich seiner Mutter zur Seite steht, — der keinen Spott und keine Arbeit scheut — es ist eben des Christian's Sohn und in seiner Eltern Haus hat er nie etwas anderes als Freundlichkeit und Liebe gesehen!

So ist's — und so bleibt's! Wie die Eltern, so die Buben!

Und doch wächst auch manchmal in schlechtem Boden eine schöne Rübe und doch spricht auch manchmal aus schlechtem Haus eine edle Natur. Woher dies kommt, weiß ich nicht; doch ist's so. — Desters aber bringt ein guter Acker schlechte Rüben und brave Eltern haben schlechte Kinder. Woher dies kommt, ist leichter wissen. Schneide eine verkrüppelte Rübe auf und du wirst einen Wurm darin finden, oder es ist einer gesunden Rübe geschehen, wie der großen auf des Müllers Acker, an die des Flietels Seppel das Messer gelegt. So nagt auch an manchem Kind ein innerer Wurm: der Lug- und Truggeist, der Hang zu geheimen Sünden. Oder der Teufel erfährt das Kind und legt sein Messer daran. Die Versuchung bringt es ab von dem Heilswege und hemmt dessen Wachsthum! . . . O Eltern, werdet nicht müde zu beten, bei solcher Verwundung, auf daß der Schnitt nicht bis in's innerste Mark gehe und des Lebens Saft dahin ströme, bis euer Kind glaubenslos, geistig stirbt!

Gotteswille und Elternwille.

Auf niederm Schemel sitzt eine junge Frau. Sie wiegt ein schlafendes Kind auf den Knien und liest dabei eifrig in einem Buch. Die Frau ist die Pfarrerin von Grundstett, das Kind ihr erstgebornes, das noch dazu ein schöner Knabe ist. Das Buch führt den Titel: „Drei Predigten“ von Bungere, einer jener historischen Romane, die großen Zauber auf die Gemüther ausüben. Die Leserin ist eben an dem Schlusse, wo Paul Rabaut seinen Sohn zum Märtyrerkthume mit den Worten einweihet: Ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe; — wo der katholische Priester Bridaine durch das Licht des Evangeliums gewonnen wird. Der Autor hat die Frau bezaubert; ihre Hand zittert, indem sie die Blätter wendet, ihr Mund ist fieberhaft, ihr Auge glüht. Sie hat in vollen Zügen die mächtigen Gedanken in ihre Seele aufgenommen und noch schwebt ihr Geist mit innigem Genuß auf dem Gelesenen. Da fällt ihr Blick auf das schlafende Kind und ein neuer Gedankengang bricht sich in ihrem Innern Bahn. Segnend legt sie die Hand auf des Kindes Stirne:

Paul, mein Kind, mein Liebstes, ich weihe dich dem Herrn: Du mußt Pfarrer werden!

Mutter! Mutter! weißt du denn, welche Fähigkeiten in diesem noch nicht ausgebildeten Hirne schlummern? Weißt du denn, ob diese sich noch selbst unbewußte Seele zu dem schweren, hohen Amte geschickt sein wird? Schneidest du nicht vielleicht eine reich versprechende Ernte im Halme ab? Durchkreuzest du nicht vielleicht die Pläne Gottes mit deinem: du mußt Pfarrer werden! Sage doch lieber: Du mußt ein Kind Gottes werden! Das ist ein Muß, das seine Gültigkeit hat, wenn wir mit unserm Gebet, mit Mahnung, mit dem Ernst einer christlichen Erziehung dasselbe der Welt und dem Teufel gegenüber behaupten; ein Kind Gottes kann man in jeder Lage, mit jeglichem Charakter, mit allen möglichen Anlagen werden; aber ein Pfarrer wird nicht aus jedem Holz geschnitzt.

Das Kindlein dehnte sich allmählig in die Länge und Breite und streckte die kräftigen Glieder aus den verwachsenen Fäden und Hosen. Er war ein wilder Bursche, unser Paul, lauter Leben, Kraft und Bewegung. Kein Baum war ihm zu hoch, keine Mauer unübersteiglich, kein Streich zu kühn, kein Kamerad zu kräftig. Er schaffte sich mit seiner mächtigen Faust und seiner Gelenkigkeit überall einen Ausweg. Dabei hatte er ein gesundes Gemüth; aber studieren mochte er nicht. Dem Vater trieb er mit dem Lateinischen den Augstschweiß aus und es brauchte mehr als gewöhnliches Talent, um den wilden Knaben stundenlang neben der Primärschule auf dem Stuhle zu fesseln. Die Mutter mahnte und hielt ihm seinen Beruf vor. Anfangs sagte er frei: Mutter, ich werde kein Pfarrer, ich will über's Meer; Naturgeschichte will ich studieren, was er auch schon mit Leidenschaft trieb. Tagelang streifte der Knabe in Feld und Wald umher; mit Interesse konnte er einem Thierlein folgen und es in seiner Art und Weise beobachten. Die Vögel, die Hühner, die Katzen und Hunde ahmte er in täuschender Weise nach.

Doch die Mutter hatte ihn Gott geweiht: er sollte, er mußte Pfarrer werden. Immer nachgiebiger war er auf der Mutter Bitten, besonders wenn er ihre Thränen und ihren Kummer sah. So wuchs er dem Gymnasium entgegen. Da wurde der ländliche Herkules in enge Bande geschlagen. Wohl brach noch manchmal seine alte Natur durch, indem er in einem Streit den einen oder den andern seiner Kameraden durchwalkte; aber er war wie flügelahm in den neuen Verhältnissen. Gerne hätte er Alles getragen, wenn ihn solcher Schulzwang zu der gewünschten Naturwissenschaft geführt hätte. . . aber Pfarrer werden! das lag wie ein lähmender Alp über seiner Seele. Das Examen machte er beim Austritt aus dem Gymnasium und nun wurde er unter die Studenten eingereiht. Die Mutter weinte vor Freude, als sie zum ersten Male den angehenden Theologen umarmte. Er hätte vor Schmerz und Aerger Thränen vergießen mögen, aber er zwang sich in das Unabänderliche. So lange das Joch der Schulpolizei auf ihm lag, arbeitete er; doch als er als Student selbst über seine Zeit verfügen konnte, gab's Feiertage genug. Schien die Sonne am Morgen in seine Zelle herein, so lockte sie ihn zu einem Morgenspaziergang, von dem man freilich nicht wissen konnte, wie lang er werde; das Collegium

wurde nur zu oft an den Nagel gehängt. Auf der Eltern Mahnung setzte er wieder auf's Neue an und studierte wie ein angespanntes Pferd; aber das Sizen, das Sizen! das wollte nicht gehen. Er streckte oft die mächtigen Glieder, daß die Gelenke krachten. Die eingedämmte Kraft toste durch seine Adern wie siedender Dampf; es dünkte ihn manchmal, wenn er nur Etwas thun könnte. So kam's einmal, daß er mit den Collegienheften durch die Straßen ging; da sah er einen armen alten Holzhacker mühsam an der Säge ziehen. Unwillkürlich warf der Jüngling seine Hefte weg, schlüpfte aus dem hemmenden Rock und sägte dem Alten das Holz zusammen, daß es eine Lust war. Erst als die Vorübergehenden sich lachend um ihn scharten, kam ihm ein, daß er nicht zu Hause sei. Er wollte wieder in den Rock schlüpfen. „Nein, sagte er, was ich angefangen, das mach' ich fertig.“ Somit ergriff er das Beil und führte so kräftige Streiche, daß die Spötter scheu zurückwichen. Daher kam ihm der Spitzname Holzschlegel.

Wollte Gott, Paul hätte nichts anderes als Holzhauer auf seinem Wege gefunden, denen er die Ueberfülle seiner Kraft hätte zukommen können lassen. Der Teufel hat leider andere Schlingen für solche Naturen. „Ich will! es muß sein!“ sagte er sich manchmal und zwang sich an die Bücher unbuchstabirte den Grundtext, und wollte Erklärungen machen über Stellen der heiligen Schrift. Aber da lag's wie Blei über ihm: die Arbeit förderte nicht; wie leicht hätte Paul Gottes Hand in der Schöpfung kennen lernen, wie innig hätte diese Hand nicht erfaßt und wie wahrscheinlich wäre er auf diesem Wege zur Vereinigung mit Gott gelangt! Aber er mußte studiren und das genügte schon, um einen geheimen Widerwillen gegen die Schrift bei ihm zu wecken.

Die Mutter hatte es gelobt, der Vater selbst, mit ganzer Seele Pfarrer, konnte nicht begreifen, daß man etwas anderes sein möchte. Er wußte nicht, welch' ein Feuer in seines Sohnes Seele glühte. „Es wird schon kommen!“ trösteten sich die Eltern. Hätten sie aber die Kämpfe geahnt, unter denen die Seele erlag, so wären sie gewiß endlich zur Ueberzeugung gekommen, daß Gott solches nicht fordern könne. Paul wurde durch sein Leben, durch sein Kämpfen von seinen Eltern getrennt. Manchmal war ihm, als müsse er sagen: „Vater! Mutter! ich kann nicht Pfarrer werden. . .“ Doch er wußte,

daß er hier auf ein unüberwindliches Hinderniß treffen würde. Deswegen barg er das Feuer in seiner Seele.

So finden wir unsern Paul vor seinem Pulte, auf dem eine Bibel und andere Bücher aufgeschlagen liegen. Es ist Abend: er will die Aufgabe lösen. Am Anfang, sagt er leise, war das Wort . . . er schreibt, streicht aus, liest, schreibt wieder, und streicht wieder. Geht's mir denn, wie dem Faust, sagte er ärgerlich und steht auf um sich im Zimmer zu bewegen . . . Er nimmt den „Faust“ von Göthe vom Brett und liest: „Geschrieben steht: Am Anfang war das Wort! Hier stock' ich schon. Wer hilft mir weiter fort?“ Er liest mit lauter Stimme immer weiter und weiter und vergißt seine Bücher auf dem Pulte. Paul lebt sich in das Stück hinein, und als er das Ende des Fluches sagte: „Fluch sei der Hoffnung! Fluch dem Glauben! Und Fluch vor Allem der Geduld!“ war ihm, als sei solches aus seiner Seele gesprochen.

Da klopfte es an die Thüre seiner Zelle und auf sein Herein erschien der arme Holzhauser, für den er Beil und Säge geführt. Lächelnd begrüßte er ihn. „Es hat mir manchen Gang gekostet, junger „Herr,“ sagte dieser, „bis ich Sie gefunden; aber ich hätt's nicht um Alles aufgegeben, denn ich wollte Ihnen danken und Ihnen sagen, was Sie jenes mal an uns gethan haben. Wir waren beide krank, meine Frau und ich, wir hatten die Grippe und doch mußte verdient sein. Wir zwangen uns, sie an die Waschbütte und ich an den Sägbock. Und als Sie mir die Säge aus der Hand genommen, hab' ich gemeint, man gäb' mir Alles. Jetzt geht's wieder besser; deswegen bring' ich Ihnen hier ein kleines Andenken!“

Somit schlug er das Tuch auseinander, das er unter dem Arme getragen und stellte einen sehr schön ausgestopften Raubvogel auf den Schreibtisch.

„Ah!“ sagte Paul, „der wunderschöne Vogel!“ und strich ihm die schönen Federn glatt. „Das ist ja ein Prachtstück.“

„Den hab' ich geschossen und ausgestopft,“ sagte der Alte schmunzelnd.

„Ihr? Das heiß' ich die Kunst verstehn!“ verwunderte sich der Student.

„Die Kunst ist nicht sehr groß. Das können Sie auch lernen und sich so nach und nach das ganze Zimmer schmücken.“

Wie gerne wollte solches der junge Mann nicht! Wie schwatzten den ganzen Abend lang die Beiden zusammen von

Schleiereulen, Auerhähnen, Wiedehopfen, Reihern und Herzogseulen! Wie völlig war nicht der Evangelist Johannes, ja selbst der viel anziehendere Faust vergessen! Der Alte war ein Förstersohn, der von Jugend auf seinen Ideen nachgegangen war, ein gemüthlicher Mensch, der aber nie zu Etwas gekommen, weil er Alles seinen Liebhabereien geopfert hatte. Jetzt im Alter mußte er arbeiten um zu leben und es wurde ihm doppelt schwer.

Daß dies der letzte Abend nicht war, den die Beiden zusammen verbrachten, mag man sich denken. Bald fand sich Paul in der kalten ärmlichen Wohnung ein, wo die Vögel zugerüftet und ausgestopft wurden; bald kam der Alte in's Stif. Doch um Vögel auszustopfen, mußte man welche haben. Dazu schaffte der Alte Rath. Geheimnißvoll holte er eine Flinte aus seinem Schranke und schraubte sie auf, so daß sie als Spazierstock dienen konnte, während das Zubehör leicht in den Taschen zu bergen war.

Nun ging's auf die Jagd und mancher schöne Tag, manche halbe Nacht wurde diesem Vergnügen geopfert. Wie gewagt solches Unterneimen war ohne Jagderlaubnis, ja in einer Zeit wo die Jagd geschlossen war, davon gab sich Paul keine Rechenschaft und sein erfahrener Freund wollte ihm keine Beforgniß einflößen. Es war doch gar zu schön, durch den Wald zu streichen und an einem Baume Wache zu halten, bis endlich der ersehnte Goldhammer sich blicken ließ! O! wie viel anders war die weiche Moosdecke als der bestaubte, tintenbefleckte Boden des Collegiensaales! Wie viel schöner der Dom, den die Waldbäume bildeten und durch den nur hie und da ein Stückchen Himmelblau durchschimmerte, oder ein muthwilliger Sonnenstrahl das saftgrüne Laub vergoldete. O! es war ein Leben, wie Paul es schon lange geträumt!

Aber der Traum sollte versinken. Der Alte, dessen Hand noch ziemlich sicher war, hatte die Flinte. Mit gespanntem Hahne stand er da und lauschte dem Balzen eines Auerhahns. „Den müssen wir haben,“ flüsterte er. Beide merkten nicht, wie ein Förster hinter ihnen nahte. Erst als es zum Entfliehen zu spät war, gewahrten sie den Mann. Dieser faßte den Schützen am Kragen und da ihm dieser als Wilddieb bekannt war, nahm er ihm nicht nur das Gewehr, sondern er versetzte dem Wehrlosen noch einige Streiche. Da warf sich Paul auf den Jäger und, mit gewaltiger Faust ihm die Flinte entziehend,

warf er ihn zu Boden und prügelte ihn durch, ohne auf das Bitten und Abwehren seines Begleiters zu achten. Endlich gelang es Lehterem, den Studenten mit sich fortzuziehen. Der Förster gab den Fall beim Amte an und Paul wurde zu Thurmstrafe und Geldbuße verurtheilt.

Daß unser Student von der Fakultät ausgeschlossen wurde, fand Jedermann natürlich; denn es war nur ein Schrei der Entrüstung über das unerhörte Vergehen. Wo er nach Verbüßung seiner Strafe hingekommen, wußte Niemand. Am Rhein hatte man seine Spur verloren; deswegen glaubte man allgemein, er habe sich ertränkt. Die Wunde traf doppelt schmerzlich der Eltern Herz; nicht allein ging ihnen mit dem verschwundenen Sohne ihr Lebensglück unter, nein, es dämmerte zuerst und brach dann mit zermalmender Bestimmtheit das Bewußtsein über sie herein, daß sie durch ihr voreiliges Bestimmen das Unheilvolle verschuldet. Endlich begriff die Mutter, daß die Eltern wohl der Kinder Seele Gott geben müssen, daß sie aber keineswegs willkürlich über deren Bestimmung verfügen können. Wie Hammerschläge fielen diese Vorwürfe auf die zarte, empfindliche Frau und zertrümmerten die geistigen Fähigkeiten, so daß sie in trübem Stumpfsinn dahinging. Stumm war sie geworden; nur manchmal hörte man sie murmeln: „Er muß Pfarrer werden!“ — Den Vater, der schon Jahre lang an einem Herzübel litt, raffte der Gram schnell dahin. Nach dessen Tod lebte die blödsinnige Wittwe in einer Irrenanstalt, wo sich durch treue christliche Pflege der Stumpfsinn in einen friedlichen Wahn auflöste. Sie meinte, sie sei des alten Tobias Frau und ihr Sohn sei auf der Reise mit dem Engel, den Gott ihm zum Geleite gegeben. Da spannt sie nun und wartete und betete. Alles Schreckliche hatte Gottes Liebe ihr von der Seele genommen.

Nicht weit von einem kleinen Kurort in Deutschland saß in einem Wirthshäuschen ein müder Wanderer am Tische. Er aß sein „Käs und Brod“ und trank seinen Schoppen. Da trat ein Mann sammt seiner Frau und einem etwa zehnjährigen Knaben ein und bestellte sich ein einfaches Abendessen. Der Knabe trug eine Fischgerte. Man sprach vom Fischen, vom nahen Bade, so daß leicht zu errathen war, daß es auf einem Ausflug begriffene Kurgäste seien. Als das Essen auf dem Tische stand, betete das Kind :

Komm, Herr Jesu, sei unser Gast
Und segne, was du uns bescheret hast.

Der Fremde stand auf und faltete die Hände. Wohlgefällig betrachtete die Mutter den jungen Mann in den dürftigen Kleidern; als ihr da ein tiefes Auge mit schmerzlichem Ausdruck entgegentam, fühlte sie sich angezogen. Sie suchte ein Gespräch anzuknüpfen, doch es wollte nicht recht zu Stande kommen. Einfilbig nur gab der Gefragte Bescheid und verließ am Ende die Stube. Der Knabe quälte den Vater, mit ihm an den Bach zu kommen, der hinter dem Hause vorbeilief. Die Mutter nahm ihr Strickzeug, um im Garten die beiden Fischer zu erwarten. Auf der Bank fand sie den Fremden; die Frau reichte ihm freundlich die Hand und hieß ihn bleiben. Als sie ihn näher betrachtete, gewahrte sie Thränen Spuren auf der sonnengebräunten Wange, und diesem kann ein edles Frauenherz nicht widerstehen: denn wo's zu trösten, zu verbinden, zu heilen gibt, da findet die Frau ihren Beruf.

„Sie haben Sorgen?“ fragte sie einfach.

„Sorgen? Ja . . . doch ist das nichts. Was ich zu tragen habe, ist schrecklicher . . .“

„Ich kenne nur Eines, das schrecklicher wäre,“ sagte die Frau . . . „und das ist,“ ergänzte der Fremde, „die Schuld!“

Die Frau blickte in das dunkle Auge des Unbekannten, als müßte sie ihren stillen heiligen Frieden in die finsternen Tiefen niedersenden. „Es ist keine Schuld so groß, daß der Heiland sie nicht vergeben könnte; denn er hat Alles, Alles gesühnt; wir dürfen's nur annehmen mit kindlichem Glauben!“ sagte sie.

„Ich weiß nicht, wie mir wird,“ sagte der junge Mann; „aber es ist mir, als hätte ein Strahl des Himmels über mir geleuchtet. Als Ihr Kind betete, kam mir Alles ein, wie ich auch einst dieses Gebet gesprochen . . . und als ich an meine Kindheit dachte, kam ein Heimweh über mich . . . O meine Eltern! Möge Gott ihnen tragen helfen, was ich über sie gebracht! . . .“ und wieder versank der Arme in trübes Sinnen . . .

„Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen,“ nahm die Frau das Gespräch wieder auf.

„Das ist leicht gesagt, wenn man nicht in der Noth ist,“ entgegnete der Fremde trübe; „wenn aber wie ein Feuer der Hölle das Gewissen auflodert und einen zur ruhelosen Jagd

auffachelt, dann passen solche Friedenslaute nicht! Ich muß Ihnen sagen, wie Alles so gekommen. Ich weiß nicht, was ich thue; aber was ich in der Tiefe meiner Seele verschließen wollte, das gebe, ja das muß ich einer Fremden preisgeben."

"Keiner Fremden," lächelte die Frau, "aber einem Herzen, das sich unwiderstehlich durch Ihr Weh angezogen fühlt."

"Nun, so sei's . . . Mein Vater ist Pfarrer im Elsaß, ein Mann nach dem Herzen Gottes, wie Johannes; meine Mutter ein Engel an Güte und Treue. Sie hatten für mich die Theologie gewählt; ich hätte lieber Naturwissenschaft getrieben. Ich that Manches, um meinen eigenen Willen zu tödten. Das Rechte hab' ich nicht erfaßt; durch mich selbst wollte ich siegen und da ward der Teufel Meister. — Hätte ich mich Gott in die Arme geworfen, es wäre all das Leid nicht über sie, nicht über mich gekommen! Ich wurde wohlverdient mit Schimpf und Schande von der Fakultät entlassen. Meine Eltern hab' ich nicht mehr gesehen; geschrieben hab' ich ihnen, aber keine Antwort erhalten. Nun will ich mich durchschlagen bis nach Amsterdam und sehen, ob ich nicht auf einem Schiff nach Amerika kommen kann, und wenn ich als Mann wiederkomme, vor meine Eltern treten und ihre Verzeihung ersehen! . . . Diesen Moment zu erreichen, ist das eini Ziel meines Strebens . . ."

"Der Herr segne Sie hiezu," sagte die Frau leise; "aber scheitern Sie nicht wieder an der nämlichen Klippe. Nicht durch eigene Kraft werden Sie siegen. Versöhnen Sie sich mit Ihrem Gott und dann möge er Ihnen vollbringen, was Sie wünschen. Erlauben Sie mir nur noch eine mütterliche Frage: Wie reisen Sie?"

"Das weiß Gott," war die Antwort, "kommt auch nicht darauf an. Ein Mensch kann viel ertragen äußerlich, wenn's innerlich so wüste ist, und dieses Tragen ist noch eine Wohlthat; in träger Ruhe müßte ich verzweifeln . . ."

"Nicht wahr, Sie gestatten mir, Ihnen einen kleinen Zehrpfennig auf die Reise zu geben?" fragte die Frau.

"Nein, nein, das thu' ich nicht," brach der junge Mann empört auf . . .

"Sie müssen mir's gestatten um ihrer Mutter willen," bat die Frau und wollte ihm ein Goldstück in die Hand drücken . . .

"Ich kann, ich kann nicht," weigerte sich der Bedrängte, indem er das Gesicht mit beiden Händen bedeckte.

„Nun,“ meinte die Wohlwollende, „wenn Sie es nicht so wollen, so geben Sie mir eine Schuldverschreibung; ich werde Ihnen meine Adresse geben und da sind Sie dann mein Schuldner.“

„Der bin ich gerne,“ sagte zum ersten male weniger trübe der Fremde. Er schrieb mit Bleistift auf ein Blättchen: „Endesunterschriebener bescheinigt von Frau Breitling zwanzig Franken erhalten zu haben, welche er ihr mit Gottes Hilfe wiedergeben wird.“

Paul Vogel.“

„So,“ sagte Frau Breitling, „nun sind wir beide zufriedengestellt. Aber damit Sie wissen, wie eigenwillig Ihre neue Freundin ist, müssen Sie sich doch etwas schenken lassen.“ Somit nahm sie ein kleines Reisetestament aus ihrem Körbchen und reichte es dem jungen Manne hin. „Es sind manche Notizen darin, manche Striche; möge der Geist Ihnen sagen, was solche für mich waren.“ — Mit feuchtem Auge drückte der Reisende der edlen Frau die Hand und nun hieß es: Kaum begrüßt, gemieden!

Frau Breitling wollen wir mit ihrer lieben Familie wieder in ihr friedliches Heim ziehen lassen und derweilen unsern Paul in Amsterdam aufsuchen. Er hat sich als Lastträger bei den Schiffen verdingt, um auf diese Weise sein kümmerliches Brod zu finden. Aber auch mit der leisen Hoffnung, hier eine Gelegenheit zu treffen, um nach Amerika überzusetzen. Er ist ruhiger geworden. Frau Breitling hat ihm durch die zarte Weise, mit welcher sie ihm begegnet, einen Halt gegeben. Sie hat mit richtigem Takt der Seele die Richtung nach der Heimath gezeigt, und die Heimathlose war endlich mit Neue an das liebende Vaterherz gesunken. Feurig umfaßte er das Heil. Lichtvoll trat ihm nun manche Stelle der heiligen Schrift entgegen und wurde bald zum lindernden Balsam, bald zu Adlersflügeln, die das Sehnen Heimwärts trugen. Nicht mehr mühsam suchte er deren geschichtliche Bedeutung; der Geist faßte gewaltig, was der Geist Gottes in ihm weckte. Nicht mehr glühte das dunkle Feuer in den Augen. Ruhig that er seine schwere Pflicht.

So finden wir ihn in einer Ruhestunde am niedern, sandigen Ufer liegen. Er beobachtet mit Interesse die trichterförmige Mordhöhle des kleinen Ameisenlöwen. Er sieht das Thierlein auf die Insekten, die in sein Todtenreich kommen,

lauern. Läßt sich oben am Rande des Trichters eine Ameise blicken, so schleudert der kleine Löwe eine Staubwolke auf und hascht im Trüben das unvorsichtige Thier.

Ein Fremder betrachtet sich die sonderbare Belustigung des Arbeiters. Er will ihn anreden, doch Paul bedeutet ihm zu schweigen und das wunderbare Treiben des Thierleins mit anzusehen. Der Mann bückt sich, und nicht lange ging's, so fesselt ihn dasselbe Interesse, wie den Arbeiter.

„Holla! Kuhn, wo bist du?“ tönt eine gewaltige Stimme die Werfte herunter.

„Hierher, Lambs,“ antwortete der Fremde. Nun stand auch Paul auf und besah sich die zwei Herren. Der eine, Namens Kuhn, sagte zum andern auf lateinisch: „Ich habe unsern Mann gefunden; wenn einer, wie ein Diogenes, sich eine Stunde lang in der Mittagssonne braten läßt, um einen Ameisenlöwen zu beobachten, so kann er schon in den amerikanischen Urwäldern etwas aushalten . . .“ Dem Lastträger lachte bei diesem Gedanken das Herz. Die Sache wurde richtig. Paul begleitete die Herren auf einer wissenschaftlichen Reise und als sie seine Vorkenntnisse sahen, als sie seinen Wissensdurst erkannten, ging er nicht als Diener, sondern als Gehilfe mit.

So zerbrach der liebe Gott das Joch auf dem Rücken des jungen Mannes; aber er nahm gerne dafür das Joch, das Christus den Seinen auflegt, und sein Kreuz war das leichteste nicht; aber er trug's, weil sein Herr es wollte.

Zwei Jahre später kam unser Paul wieder nach Europa zurück. Die Reise war eine glückliche gewesen. Nicht allein hatten die Reisenden reiche Schätze aus dem Thier-, Pflanzen- und Mineralreich von den fernen Zonen mitgebracht, auch ihre Kenntnisse hatten sie vermehrt. Besonders Paul hat sich wissenschaftlich gebildet und sich auf diese Weise ein reichliches Auskommen in Europa gesichert.

Doch dieses liegt ihm ferne in diesem Augenblick, wo er dem bescheidenen Pfarrhaus von Grundstett zuweilt. Endlich glaubt er den jahrelang schmerzlich ersehnten Augenblick gekommen. Schon zeigt sich das Haus am Ende der Straße. Bekannte Gesichter hat er schon viele im Dorfe gesehen. Doch Niemand hat den fremden Gesellen erkannt. Er eilt durch den Hof, wo kleine Kinder spielen; er sieht sie nicht. Er fragt das Mädchen nach dem Herrn Pfarrer und stürzt athemlos die Stiege hinauf. Ohne anzuklopfen öffnet er die Thüre . . . „Water!“ will er

rufen . . . aber er bleibt wie vernichtet stehen . . . Ein noch junger Mann tritt ihm entgegen und fragt nach seinem Begehren.

Berwirth stammelt Paul: „Herr Pfarrer Vogel?“

„Dieser ist bald drei Jahre todt.“

Der kräftige Wanderer schwankt auf den Füßen. An diese Möglichkeit hatte er nicht gedacht. „Gerechter Gott!“ ruft er verzweifelnd . . . „Aber Mutter! Mutter! wo bist du? Kannst du mir noch verzeihen!“

Der Pfarrer hatte verstanden. Er schlang den Arm um den Heimathlosen und jagte Trostesworte, wie sie nur Angeichts solches Leidens aus einer gläubigen Seele kommen.

Nochmals fragte Paul zagend: „Meine Mutter?“

„Die ist in . . . Illenau. Gott hat sich über sie erbarmt,“ fügte der Geistliche bei. „Sie hat Alles vergessen; sie ist glücklich in friedlichem Wahn.“

Wer weiß was es heißt: am Gipfel seiner Wünsche stehen, wer weiß was es ist: drei Jahre lang gekämpft, gelitten und entbehrt zu haben, um nur ein Einziges zu erlangen und wer dann sich hinuntergestoßen sieht, wer Alles in Trümmer fallen sieht um sich, — der allein weiß, was in des Aermsten Seele vorging. Nicht wild äußerte sich sein Schmerz. Aber tief bohrte sich das Bewußtsein längstvergangener Schuld in seine Seele. Was schon lange gesühnt gewesen, das tauchte noch einmal mit Bitterkeit auf. Sprechen konnte er nicht. Er wankte hinaus auf den Friedhof und hier am eisernen Kreuz, das schon der Epheu umrankte, kniete er nieder und barg das Gesicht an den Stein. Wie es auch wogte in der Tiefe seiner Seele, Worte kamen keine auf die Lippen. Doch ward endlich das Auge naß, und wohlthätig löste sich der Schmerz in Thränen auf. Als er aufstand, brach sich ein Strahl der scheidenden Sonne auf der goldenen Platte am Kreuz und strahlend, wie ein liebendes Auge, leuchtete der glänzende Punkt. „Vater! Vater!“ sagte Paul, „du vergibst . . . Du konntest nicht zürnen und nur der Tod konnte deine Hand lähmen, daß du nicht geschrieen.“

Gebrochen, doch ruhiger kehrte er in's Pfarrhaus zurück. Den nächsten Morgen reiste er nach Illenau. Er fand seine Mutter gealtert. Sie spann nach ihrer Gewohnheit, stand vom Rad auf und umarmte freundlich den Sohn, wie Jemanden, den man von einer wochenlangen Reise erwartet. „Der Vater schläft!“ warnte sie leise . . . „komm, sitz' auf den Schemel zu

mir und erzähle mir, wie es gegangen . . . ich hab es gelesen, du kannst mir's besser berichten."

Wie gern hätte Paul gewußt, was der Vater gesagt ehe er starb, wie wichtig wären ihm alle Einzelheiten gewesen, aber . . . es war Alles verwischt. Zeit, Umstände, Alles, Alles, nur die Mutterliebe hatte alles andere überlebt.

Ein anderes Gelübde noch mußte unser Paul lösen, er reiste nach Deutschland, Frau Breitling aufzusuchen, um ihr das Geliebte wieder zuzustellen. Wie nur eine Mutter ihren Sohn empfangen kann, schloß sie den Zurückkehrenden in ihre Arme. Sie hatte das Recht dazu erlangt durch ihr treues, tägliches Gebet für den Fremdling, den Gott ihr so wunderbar zugeführt hatte. Hier konnte sich der Heimathlose endlich ausweinen. Von diesen Lippen floß lindernder Balsam in die tiefe Wunde. Hier öffnete sich die Seele wieder dem Leben.

Paul wurde an einem bedeutenden Museum angestellt. Seine Mutter lebte harmlos und stille bei ihm. Ihr Wahn hatte sich dahin geändert, daß sie meinte, sie wohne mit den Thieren in der Arche. Eines Tages kam die Taube mit dem Delblatt aus der Höhe und kündete ihr die nahe Erlösung. Wenige lichte Momente wurden ihr noch zu theil, während welchen sie des Sohnes Hände erfaßte, ihn tief und schmerzlich anblickte und sagte: „Paul, vergib! vergib 'meinen Irrthum!“ — Dann lächelte sie selig und unter dem Kusse des Sohnes löste sich die Seele aus der müden Hülle und schwebte himmelwärts!

Eine Monica.

In elegantem Gartensaal sitzt einsam eine Dame in tiefer Trauer. Matt schweift das thränende Auge über die wunder-vollen Blumenbeete, die man durch die offene Thüre erblickt. Der mächtige Wasserstrahl, der himmelan steigt und in tausend Perlen in einem Marmorbassin zerstiebt, fesselt die Arme nicht Fassen wir das tiefe Leid in ein Wort: die junge Frau ist Wittwe! Heut' vor drei Wochen trug man den Mann hinaus den sie geliebt, und seit dessen Tod hat das Leben jeden Reiz für

sie verloren. Wenn auch Reichthum sie umgibt, — denn der Fabrikherr Gruber hinterließ wohl eine Million, für seinen Antheil an dem Geschäfte, das er mit seinem Bruder geführt, — diese Million jedoch kann die Leere nicht füllen, die er bei seinem Scheiden gelassen!

Leise zuerst, dann hörbarer klopf't an die Thüre, bis endlich Frau Gruber, wie aus schwerem Traum erwachend, „Verein“ sagt. Hastig trocknet sie die feuchten Augen und zwingt sich zu einem trüben Lächeln, als sie in dem Eintretenden den Lehrer ihres einzigen Söhneins erkennt. Der junge Mann wohnt im Hause, doch seit letzter Zeit ist auch er der Trauern den fremd geworden; deswegen fühlt er sich beengt. Er hustet verlegen, bis endlich die Frau ihn zum Sprechen auffordert.

„Es ist mir leid, verehrte Frau, daß ich Sie belästigen muß, indem ich Ihnen mittheile was geschehen; aber ich kann es nicht auf mich nehmen, solchen Fehler zu strafen, ich muß Sie davon benachrichtigen.“

„Was ist vorgefallen?“ fragte die Frau hastig. „Diese Einleitung! . . . o mein Gott! . . .“

„Erschrecken sie nicht,“ nahm der Lehrer das Wort wieder auf. „Mancher würde die Sache nicht groß achten, aber jedes Laster fängt klein an. Ludwig hat der Rage die Klauen abgeschnitten und ihr die Beine zusammengebunden und sie so an eine Stange aufgehängt. Ich hörte aus meinem Zimmer das Thier, das ich im kläglichsten Zustande fand. Ich suchte Ludwig auf und stellte ihn zu Rede; er leugnete aber durchaus und gab Jakob, des Gärtners Sohn, als Thäter an; ich ließ diesen kommen und da stellte sich die Wahrheit heraus. Nun mußte ich mit Ihnen reden. Sie müssen hier entscheiden, was zu thun ist.“

„O mein Kind!“ schluchzte die arme Mutter. Doch einen Augenblick nachher richtete sie sich hoch auf, reichte dem jungen Manne die Hand und ihr Auge ruhte innig auf demselben, indem sie sagte: „Ich danke Ihnen herzlich. Gott wolle Ihnen Ihre Treue lohnen, bester Herr Walther. Sie haben mir meinen Weg gezeigt.“ Sie klingelte und bat den eintretenden Bedienten den jungen Herrn zu rufen. Dieser kam wie das böse Gewissen; denn des Lehrers Anwesenheit im Zimmer machte ihm Alles klar. Scheu schweifte der Blick des acht bis zehnjährigen Knaben von Einem zum Andern; unsicher trugen ihn die zitternden Beine. Bald war Ludwigs Gesicht blaß, bald wieder dunkelroth.

„Hier her, Ludwig,“ befahl die Mutter mit fester Stimme. „Herr Walther hat mir gesagt,“ fuhr sie fort, „wie herzlos du gegen ein wehrloses Thier gewesen bist; ich weiß, daß du ein frecher Berleumder, ein Lügner bist. Wie weh' du mir gethan, kannst du nicht begreifen; daß du aber deinen Gott beleidigt, das mußt du einsehen, deswegen wirst du so lange auf deinem Zimmer bleiben, bis du so recht von deinem Frevel überzeugt sein wirst, und damit du lange noch daran denkst, was du gethan, so gib deine Hand her. Sieh', deine wohlgeformten Nägel, diese wirst du kurz tragen, bis der Raße die Klauen wieder gewachsen sind.“ Somit nahm die Mutter die Scheere und schnitt die Nägel so kurz als möglich ab. Und nun schlug sie ihm tüchtig auf die Hände, so daß diese roth anliefen. Der Kleine ging weinend in seine Verbannung. Auch Herr Walther verließ das Zimmer, und wieder blieb die Frau in den schwarzen Kleidern allein, wieder drängt sich Thräne um Thräne aus dem Auge; aber die Züge sprechen kein namenloses Leid mehr aus; wohl aber einen herben Schmerz, eine bittere Reue.

„So konnt' ich,“ sagte sie leise, „mein Kind vergessen! O Herr, vergieb, aber auch — o Herr, hilf! Mein armes Kind! Er muß dein werden und daß er errettet werde aus der Gewalt des Bösen, das sei die Aufgabe meines Lebens!“

Bei diesem heiligen Gelübde hob sich der Blick zu einem wunderschönen Stahlstich, der in goldnem Rahmen an der Wand hing. Es war Monica, die Mutter des heiligen Augustinus, die mit ihrem geretteten Sohn in Mailand an dem Fenster sitzt. Ary Schäffer, hat über die Züge der scheidenden Mutter die Bönne des Himmels gezaubert. Triumph spricht aus der ganzen Gestalt, während sie die Hand des erbeteten Sohnes auf ihren Knien hält. Wie ein Lichtbild drückt sich diese wundervolle Schöpfung in der Wittve Seele. „Dreizehn Jahre,“ scheint sie zu sagen, „hast du gebetet und der Herr hat dir Wollen und Vollbringen gegeben. — Gib auch mir's, o mein Gott! o laß meinen Muth nicht sinken.“ Unwillkürlich war sie auf die Kniee gesunken und ein heißes Gebet wallte himmelwärts.

Dann suchte sie im Schulzimmer den Lehrer auf. „Bis jetzt,“ sagte sie fest, „habe ich meine Mutterpflicht versäumt; aber von heute an wollen wir uns in das schwere Amt theilen und treu Eins für das Andere und besonders für unsern armen Ludwig beten. Ich werde bei den Stunden gegenwärtig

sein, auch Sie manchmal auf Ihren Ausflügen begleiten . . . und so hoffe ich, wird ein neues Leben anfangen.“

Freudestrahlend blickte der junge Mann auf. „Sie wissen nicht, verehrte Frau,“ sagte er, „welche Last Sie mir von der Seele nehmen. Wie gern ich sie auch übernommen hätte, ich konnte es nicht mehr. Die Verantwortlichkeit wäre zu schwer für mich gewesen.“

Anfangs folgte die Frau aus Pflicht den ausgezeichneten Stunden des Lehrers; doch bald fühlte sie ein persönliches Interesse dabei. Meist ward auch sie zur Schülerin; nur für das Zeichnen, in dem sie mehr als ein gewöhnliches Talent hatte, war sie die Meisterin des Lehrers und des Schülers und manche Freistunde wurde zum „nach der Natur zeichnen“ auf's angenehmste verwendet. So gewöhnte sich die Seele wieder an's Leben, indem das Herz seine Befriedigung in der Sorge um das Kind; fand es erstarrte der sinkende Glaube durch das treue Beten für des Knaben Seele. So durchfurcht der ewige Ackermann den Boden durch bitteres Weh, durch schmerzliches Entzagen, dann fällt sein Wort wie ein köstlicher Same in die Furchen; sein Geist weht befruchtend darüber hin und es grünen und blühen die Brandstätten in des Christen Leben.

Und Ludwig? — Dieser war und blieb der alte. Wohl bereicherte sich täglich sein Geist durch neues Wissen; aber seine Seele war verschlossen gegen Mutter und Lehrer, sein Herz hart und kalt, also daß die Strahlen der Liebe es nicht bewegen konnten. Unstät flogen meist die Blicke, sich bergend vor dem reinen wahren Mutterblick. Wie oft seuchtete sich dieser, wenn er dem finstern Wesen begegnete. Wie bange wurde es nicht der armen Frau, wenn sie an die Zukunft ihres Lieblings dachte! Aber wie innig betete sie, wenn ihr auch manchmal dünkte, es sei Alles, Alles verloren! Der Kummer um den verlorenen Gatten hatte sich allmählig in das innerste Heiligthum zurückgedrängt. Selten nur brach das Heimweh nach ihm im Leben durch. Aber ein anderes Weh umflorte das Auge: das Bangen nämlich um die Seele, die Gott ihr an's Herz gelegt. Anfangs hatte sie geglaubt, daß ihre Liebe, ihr tägliches Gebet des Kindes Herz erweichen würde. Schmerzlich aber mußte sie erkennen, daß sie hier auf finstere Gewalten traf, die nicht leicht zu besiegen waren. Muthlos sanken oft die gefalteten Hände, wenn's tief im Innern hieß: es ist umsonst. Doch auch hier sollte das glimmende Docht nicht erlöschen.

Wie Himmelsthan sanken einst die Worte: Laß dir an meiner Gnade genügen, auf das verschmachtete Herz. Ein ander mal gaben die Worte Christi: dieser kann nur ausgetrieben werden durch Fasten und Beten, ihrem ermattenden Beten neue Flügel. Einst war sie an einer Stelle, wo etliche Felsblöcke eine Höhle bildeten. Zwischen den Spalten traufte ein Wassertropfen immer und immer auf dieselbe Stelle. Und siehe, wo er hinfiel, höhlt sich der harte Sandstein. Sinnend betrachtete Frau Gruber diese Erscheinung. „So,“ sagte sie leise, „so muß mein Beten sein, und wenn das leichte Tröpflein den Stein erweicht, wie kann ich noch daran zweifeln, daß meine Bitte Gottes Herz nicht bewegen wird!“

Auch fühlte die Seele den Segen, der aus solchem Ringen mit Gott hervorgeht, und doch schwankte manchmal der Glaube, und doch umfing sie düstere Schwermuth. Was war's denn, was noch fehlte? — Sie trug geduldig, aber danken konnte sie noch nicht für den schweren Kummer, und doch mußte dieses sein. Dieser Dank füllt allein die Kluft zwischen der leidenden Seele und ihrem Gott. Es ist aber dies auch der einzige Steg, den wir himmelwärts bauen können, und so lange dieser nicht besteht, bleibt die Kluft. Wir können nicht das milde Haupt an des Heilands Herz legen; denn es ist ein unbesiegter Groll gegen die Hand, die so Schweres uns auferlegt, in der Tiefe unsers Wesens. Das Weh hat seinen Stachel nicht verloren und der Schmerz noch nicht seine Bittere. Nur mit den Worten: Herr, ich danke dir! können wir an, in das Vaterherz sinken. Dein Wille geschehe! ist die erste Stufe; — ich danke dir! ist Vollendung. Jahrelang kämpfte die Mutter, bis endlich des Herrn Hilfe sie den wundervollen Schlüssel finden ließ, und von nun an ging's an ein freudig Beten, an ein lichtvolles Berstehen der dunkeln Wege, an eine feste Zuversicht, daß die Seele des Kindes gerettet werde.

Die Sonne, die in dem Herzen aufgegangen war, spendete freundlich ihre Strahlen in's Leben der Frau, und Ludwig näherte sich mehr der oft heiter erregten, als der trauernden Mutter. Es war, als sei sie jünger geworden. Des Kindes scheinnes Wesen verlor sich nach und nach; aber zum Höheren erhob sich sein Sinn nicht.

Endlich nahte die Stunde, wo der Sohn das Haus verlassen mußte, um in der nächsten Stadt in eine höhere Schule einzutreten. Mit bebendem Herzen bereitete Frau Gruber dem

Sohn seine Aussteuer und wenn sie manchmal an der Leinwand nähte oder die Strümpfe strickte, stieg lautlos manches heiße Gebet himmelwärts. Man hat im Alterthum und noch im Mittelalter an Kleider geglaubt, die gefeilt gewesen, die so zubereitet waren, daß sie dem Eigenthümer Gunst und Ehre brachten, ja daß sie ihn vor dem Tode schützten. Eine christliche Mutter, die ihrem Kinde die Hemden näht und die Strümpfe strickt und den Segen dabei herabfleht auf ihren Liebling, die legt Reiches in die Aussteuer; denn der Segen des Herrn wird das Kind umgeben in der Fremde wie ein Kleid und gewiß kann beim Augenblick des Scheidens das Weh nicht zur Verzweiflung werden, weil sie die Gewißheit hat, daß Gott selbst Wächter bei ihrem Kinde ist.

Wer übrigens weiß, was ein Mutterherz empfindet, das seinen Liebling fremden Händen übergiebt, der begreift wie es Frau Gruber zu Muth war, als sie das Kind zum letzten male umarmte, und wenn der Glaube an Gottes Führung auch noch so fest ist, so geht eben doch ein Stück vom Herzen. Die Kinder nehmen's leichter. Das neue fesselt sie; lustige Kammeraden zerstreuen den Sinn. Bis sie sich in dem neuen Leben zurecht gefunden, sind die Eltern vergessen. Die Heimath taucht bloß dann lebendig in der Seele auf, wenn's schlecht geht oder wenn die Ferien nahen.

So auch Ludwig. Er ging mit dem großen Haufen; er war keine Ausnahme, nicht für das Gute und auch nicht für's Böse. Seine ausgezeichneten Vorstudien hätten ihm eine gewisse Auszeichnung sichern können, aber seine Trägheit hinderte ihn an einem schnellen Fortschreiten. Die Mutter besuchte ihn oft; aber sie war ihm wieder fremd geworden. Wohl nahm er Alles hin, was sie gab, aber er gab für alle Liebe keine Gegenliebe. Diese unübersteigliche Mauer war für die arme Wittve ein großer Kummer. Ihre Briefe blieben oft ohne Antwort oder wenn eine kam, war sie kalt und trocken. Das Mutterherz blieb dennoch warm und das Gebet unterblieb nicht, das längst das Vaterherz gerührt, aber des Kindes Herz noch nicht berührt hatte.

Nach drei Jahren kam ein neues Scheiden.

Ludwig sollte nach Paris. Er freute sich ungemein, während die Mutter bei diesem Gedanken erbebt. Paris! Dieser Schlund, in dem so manches Streben und Leben untergeht! Und ihr Sohn hat keinen Halt, nicht in Gott, nicht in der

Heimath! denn er hat nirgends Wurzel gefaßt. Es blieb der Frau Nichts, als den Sohn auf's Neue in Gottes Hände zu legen. „Er ist dein, o Herr, sagte sie; von Anfang an habe ich ihn dir gegeben. Verliere du die Geduld nicht! Geh' ihm nach! Schütze, wahre dein Eigenthum, wenn er auch dir noch den Rücken kehrt!“

Sie ging selbst mit in die Hauptstadt und richtete ihm sein Heim daselbst ein. Zwei freundliche Zimmerchen, deren Aussicht weithin über die Stadt ging. Hier fand sich Alles, was Mutterliebe für ihren Liebling ersinnen kann; der Teppich vor dem Sopha, das Kissen, die Polster an dem Fenster, war ein Werk ihrer fleißigen Hände. Den Bücherschrank räumte die Mutter selbst ein. Als sie die Bibel, ihre eigene, in der sie so lange Jahre Trost, Kraft und Licht geschöpft und die so manches Bleistiftzeichen von ihrer Hand trug, auf's Brett stellte, löste sich ein schwerer Seufzer aus dem Herzen. Sie klappte noch einmal das goldene Schloß auf und siehe, das Buch öffnete sich an einer Stelle, die sie wieder und wieder gelesen hatte: Jesaias 35, Vers 5. Diese Verheißung leuchtete wie ein goldener Strahl in ihre Seele. Mit unaussprechlichem Wohlgefühl wiederholte sie: „Als dann werden die blinden Augen aufgethan werden und der Tauben Ohren werden geöffnet werden!“

„Als dann! was liegt daran, wann das Als dann kommen wird; es muß kommen. Laß mich daran nicht zweifeln, du lieber Gott!“ — Somit stellte sie neu getränkt das heilige Buch auf den Schaf. Dieser Lichtstrahl, der demselben entquollen, war auf lange der letzte; denn Ludwig gönnte demselben wohl ein Plätzchen in seiner Bibliothek, da es ein prachtvoll eingebundenes Buch war. Aber das goldene Kreuz, welches das Schloß bildete, blieb unberührt. Wenn schon die Mutter weinend beim Scheiden ihn ermahnt: „Ludwig, bleib' fest! Laß nicht los von Gott! Es ist der einzige rettende Anker in dem Meer, das dich umfluthet! Siehe, ich weiß daß nichts, keine Freude, kein Genuß dich befriedigen kann! Glückselig bist du nur in dem Herrn!“

Dies hatte sie im Wartesaal gesagt, als die Glocke schon zur Abfahrt mahnte, ein ernstes Scheidzeichen, das die Mutter von ihrem Kinde riß. Noch einmal preßte sie den Sohn an ihr schmerzlich schlagendes Herz; Thränen rannen . . . dann ging's fort mit Dampfeseile und bald trennten Stunden die Scheidenden!

Wohl war's auch dem Jünglinge schwer um's Herz, als er wieder sein Stübchen betrat, auf dem der Mutter Geist wie ein zarter Hauch ruhte. Doch die Wehmuth, die ihn erfaßte, dünkte ihn unmännlich. „So muß man nicht sein, sagte er, man muß sich in's Unabänderliche fügen! Wenn ich auch lieber daheim wäre, so werde ich doch hier auch nicht verloren sein.“ Somit nahm er seinen Hut und ging hinunter auf die belebte Straße.

Anfangs flogen die bunten Gestalten an dem Einsamen unbeachtet vorbei. Gedankenlos bewegte er sich auf dem Trottoir; doch als er eine ihm bekannte Stimme hörte: „Sieh' da, Gruber! wie kommst denn du nach Paris?“ sah er freudig bewegt dem Bekannten in's Gesicht und erwiderte herzlich dessen Gruß. Es war ein junger Mann, Namens Fuchs, der früher mit ihm in der Lehranstalt gewesen und mit dem er ziemlich gut gestanden. Eine lustige Haut, die Alles mit einem komischen Worte zu stempeln verstand. Nach den ersten Erklärungen von Seiten Ludwigs, nahm Fuchs den Neuuling unter den Arm. „Komm, sagte er, du sollst dein Heimweh ertränken im Besten, was die große Babel zu geben hat.“ Ein nahegelegenes Kaffeehaus gab Gelegenheit hierzu. Bekannte von Fuchs fanden sich ein, lustige Studenten, und so wurde Ludwigs Ankunft mit einem riesenmäßigen Punsch gefeiert. Dem Neugekommenen wurde so manches Lebehoch zugebracht, daß er nicht mehr das Bewußtsein seiner selbst hatte, und als er wieder sein Zimmer betrat, war alle Wehmuth, alles Heimweh verschwunden. Er hatte sich an seinen neuen Wohnort angetrunken!

Es ist eigen um die ersten Augenblicke in neuen Verhältnissen. Oft hängt ein ganzes Leben von solchen ab. Es giebt Leute, die weinen sich in ihre neue Wohnung ein und nehmen durch ihre Thränen Besitz von der Heimath. Andere arbeiten sich hinein und fahren wie eine dampfende Lokomotive in die neue Wohnung. In solchen Räumen giebt's dann selten einen heimlichen Winkel. Wieder Andere machen's wie unser Ludwig, sie essen oder trinken sich gemüthlich hinein. Da kommt mir ein Gebrauch des Alterthums ein, wo man beim Trinken den Rest im Glase den unterirdischen Mächten weihte. Bei solchem Trinken in neuen Verhältnissen geschieht dies auch. Es ist wie wenn durch solches die finstern Gewalten gefesselt würden in der neuen Wohnung.

Lichtvolle Seelen beten sich in ihr neues Heim ein. Als

ich einmal einer alten Frau sagte, es sei ihr Häuslein das heimlichste Fleckchen auf der Erde, lächelte sie und sagte: Das kommt daher: Als mein Häuschen gebaut war und ich zum ersten male die Stiege hinaufging, blieb ich auf halbem Wege stehen faltete die Hände und betete, der liebe Gott möge mit hereinziehen und mein Heim mit Frieden umgeben. So ist's geschehen; es war, wie wenn der Himmel sich über meinem Dache geöffnet hätte. Und wenn auch manchmal Wolken kommen, so fahren sie über dem Hause hin. Drüber ist's und bleibt's blau. — Das, liebe Seele, ist die rechte Art, von irdischer Heimath Besitz zu nehmen.

„Nun, Alter, wie hast du geruht?“ fragte unser neuer Bekannter Fuchs den andern Morgen, als Ludwig kaum aus dem Bette war. „Ich kam hier vorbei um in das Spital zu gehen, wo ich Gehilfe bin, da wollte ich doch nach dir sehen. Du bist scheint's noch nicht „geichen“, wie man daheim sagt, daß ein bißchen Kausch dir Raizenjammer macht. Es wird schon kommen.“

„Ich bin eigentlich zum Arbeiten hier und nicht zum Jubeln,“ meinte Ludwig mürrisch.

„Du hast erstaunlich das Bewußtsein deiner Pflicht,“ lachte Fuchs. „Meinst, ich bin nicht auch zum Arbeiten hier. Mein Dienst am Spital ist keine geringe Aufgabe; aber Arbeit und Vergnügen mit einander verbinden, das ist wahre Weisheit und das wirst du auch lernen, Alter,“ setzte der Redner ermuthigend hinzu, indem er dem Freund auf die Schulter klopfte.

Diese Weisheit leuchtete dem neuen Studenten ein und fortan suchte er die Arbeit mit dem Vergnügen zu verbinden; doch sonderbarer Weise konnte er's nie in's Gleichgewicht bringen. Immer und immer kam mehr Vergnügen als Arbeit, und je länger es ging, desto weniger Vorlesungen wurden besucht, aber desto mehr Theater, Bälle, Kaffee- und Weinhäuser. Das Resultat des ersten Studienjahres zeigte der Mutter, wie wenig ernst es Ludwig mit dem Arbeiten genommen. Seine Briefe, oder vielmehr der Mangel an Briefen, ließ sie ahnen, in welchen Zerstreungen er sich bewegte. Da reiste der Entschluß in ihr, nach Paris zu ziehen, um den leichtsinnigen jungen Mann zu beaufsichtigen. Ohne Bedauern verließ sie ihre prachtvolle Wohnung und begnügte sich mit etlichen kleinen Zimmerchen in der Hauptstadt. Ludwig war die Anwesenheit der Mutter

weniger angenehm, und suchte auch jetzt, den Grundsätzen seines Freundes gemäß, das Vergnügen mit der Arbeit zu verbinden. Wenn er jedoch manchmal von einer durchschwärmten Nacht nach Hause kam und die Mutter, bleich und müde, wachend fand, zog wohl bitteres Reuegefühl durch die schwache Seele, aber zum Umkehren hatte er weder Kraft noch Muth.

Und die Mutter?! während den langen Nächten, wo sie ihr Kind draußen wußte, betete sie unter bitteren Thränen; wenn die Hände erlahmen wollten und der Muth sinken, sah sie auf ihre Monica, und immer mußte sie sich sagen: „Dreizehn Jahre!“ — Dann rang sie auf's Neue wieder um des Jünglings Seele. Nicht dem Herrn vorschreiben wollte sie. „Mach's wie du willst!“ war ihre Bitte, „aber meines Sohnes Seele ist dein, rette, rette dein Eigenthum!“

So waren Monate hingegangen. Da traf ein Brief vom Schwager ein, der betrübte Nachrichten enthielt. „Durch den Fall des Hauses M. in B. haben wir bedeutende Verluste erlitten. Ich hoffte mit der Zeit das Defizit zu decken, das dir, liebe Schwägerin bekannt ist; doch nach diesem neuen Verlust muß ich unsere Firma als zahlungsunfähig erklären. Wie schwer mir solches in meinem Alter wird, magst du dir denken; doch hoffe ich, daß der liebe Gott auch noch ein Plätzchen für einen alten Junggesellen haben wird. Dir liegen Pflichten auf, welche dich nöthigen, dein Vermögen, das ich sichern ließ, aus dem Bankrott zu ziehen. Ich danke Gott, daß mein lieber Bruder dieses nicht erlebt z.“

Noch hielt die Frau entsetzt den Brief in der Hand, als Ludwig eintrat. Schweigend reichte sie ihm denselben, und während er ihn las, sammelte sie ihre Gedanken und bat den Herrn um Kraft zum schweren Opfer.

„Ludwig!“ sagte sie, „was ist unsere Pflicht in dieser Angelegenheit?“

„Ich weiß es nicht, Mutter,“ stotterte der junge Mann.

„Nun, so will ich dir's sagen, liebes Kind,“ sagte die Mutter, indem sie den Sohn umfaßte. „Wir müssen geben was wir haben, um den Namen deines Vaters, den deines Onkels und deinen eigenen von Fluch und Schande zu retten.“

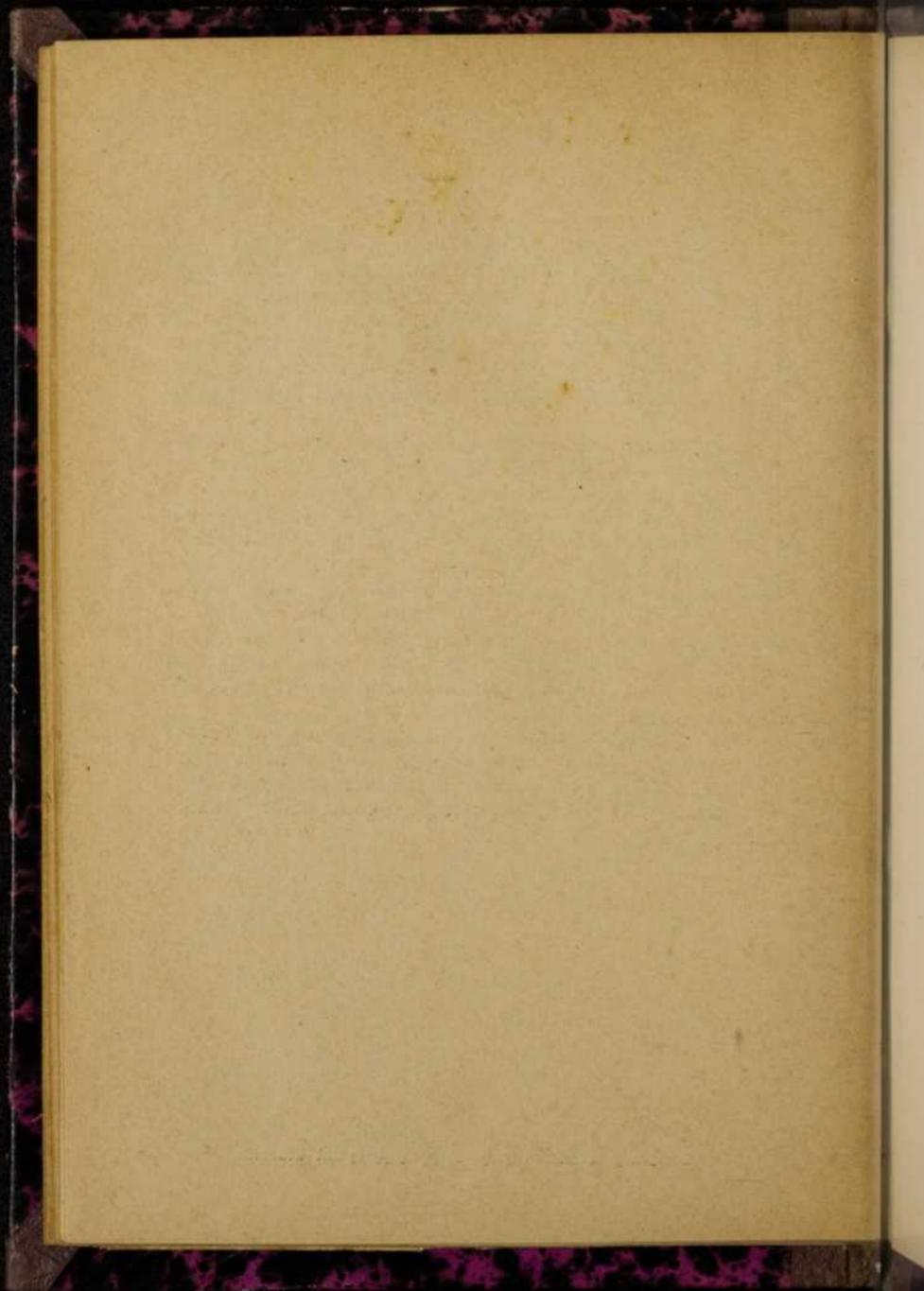
Jetzt war das Erblichen an Ludwig. An solches hatte er nicht gedacht und doch war dies der einzig richtige Weg. Dies fühlte er mehr und mehr. „Mutter,“ sagte er endlich überwältigt, „du hast Recht! O warum habe ich nicht nach Kräften

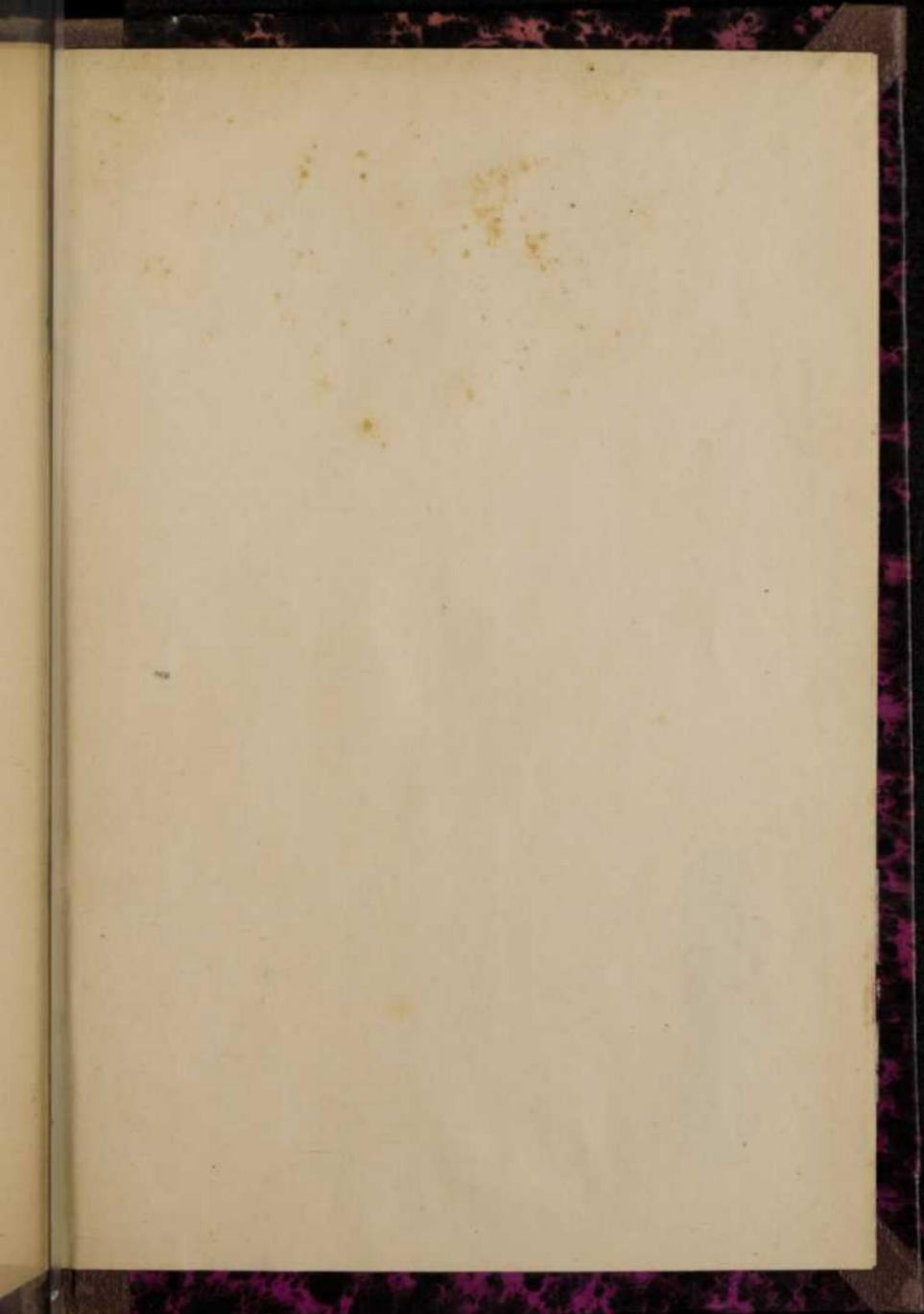
gearbeitet, um dir jede Stütze zu sein.“ Bei diesem bittern Gedanken ließ er den Kopf sinken und schmerzliche Thränen drängten sich aus den Augen.

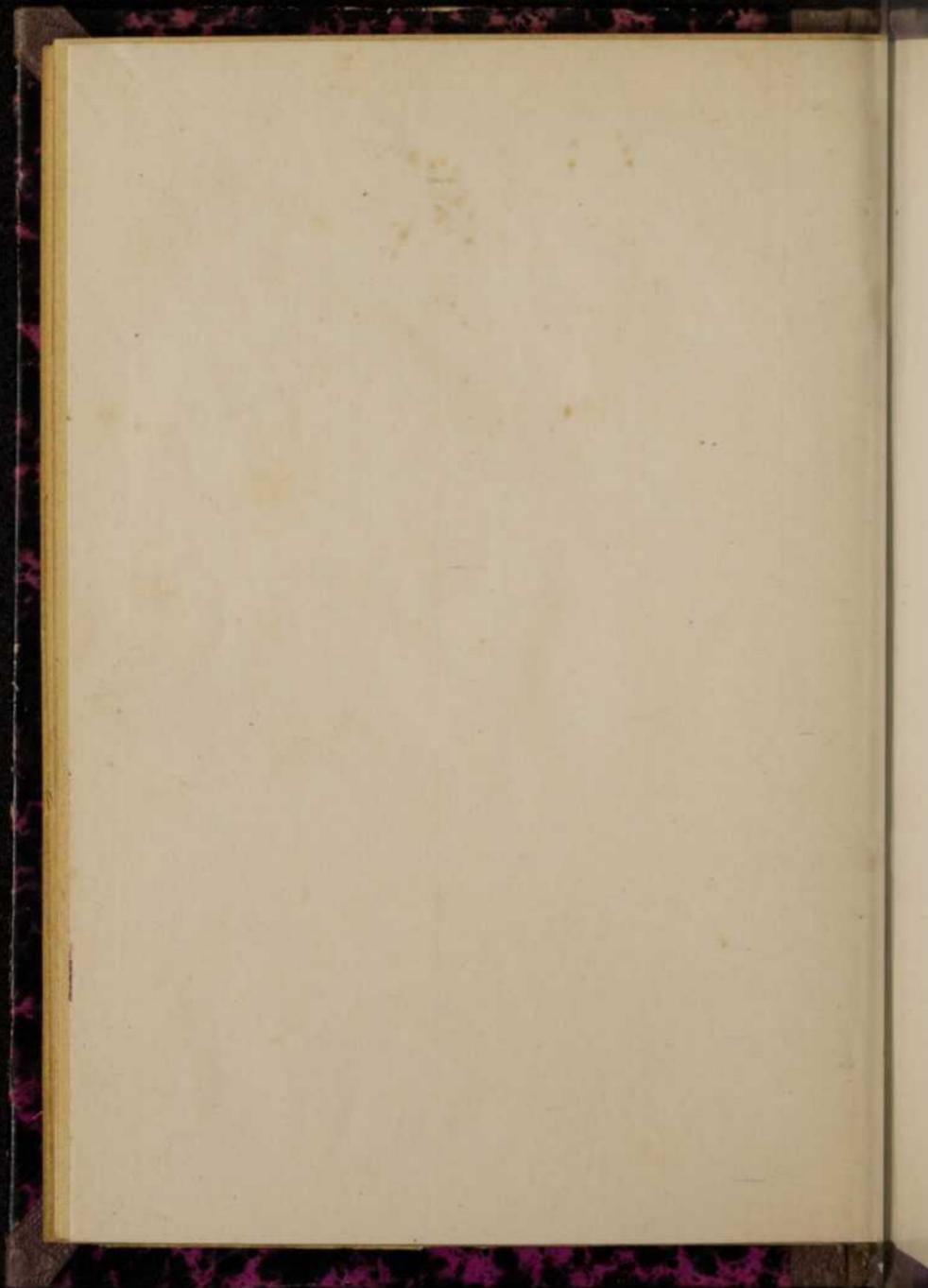
Frau Gruber küßte sie ihm von der Wange und schloß den Liebling in ihre Arme. „Ludwig,“ sagte sie, „es kann Alles noch gut kommen, und die Schmerzensstunde, die wir jetzt zusammen verleben, wird den reichsten Segen bringen. So arm sind wir nicht, wie du meinst. Du kannst neben deinen Studien etliche Musikstunden geben. Ich werde für eine Porzellanfabrik malen . . . und über Allem wird Gott uns durchhelfen.“

So beruhigte die Wittve ihren Sohn. Doch das Peinige in seinem Herzen, die Reue über seine verlorene Zeit, konnte sie nicht wegnehmen. Diese bohrte sich immer tiefer und tiefer. Er wollte anfangs allein tragen; doch wurde die Last zu schwer. Zum ersten male nahte er vertrauend der Mutter und sie durste Trost und Licht in das gequälte Herz bringen. Sie durste auch sehen wie Ludwig, besiegt vom Geiste Gottes, in s neue Leben geboren wurde. „Dreizehn Jahre,“ sagte sie eines Abends, als sie des Jünglings Hand erfaßte und freudig aufblickte zum Bilde, das ihr so theuer war — „dreizehn Jahre sind's seit jener Stunde, und nun hat der Herr sein Amen zu meiner Bitte gesagt!“

Die Tage der Armuth und der Entbehrung gingen vorüber. Ludwig, getragen von dem Geiste aus der Höhe, vollendete seine Studien schnell. Ehrevoll bekleidete er eine Stelle als Beamter und bot seiner treuen Mutter eine glückliche Heimath!



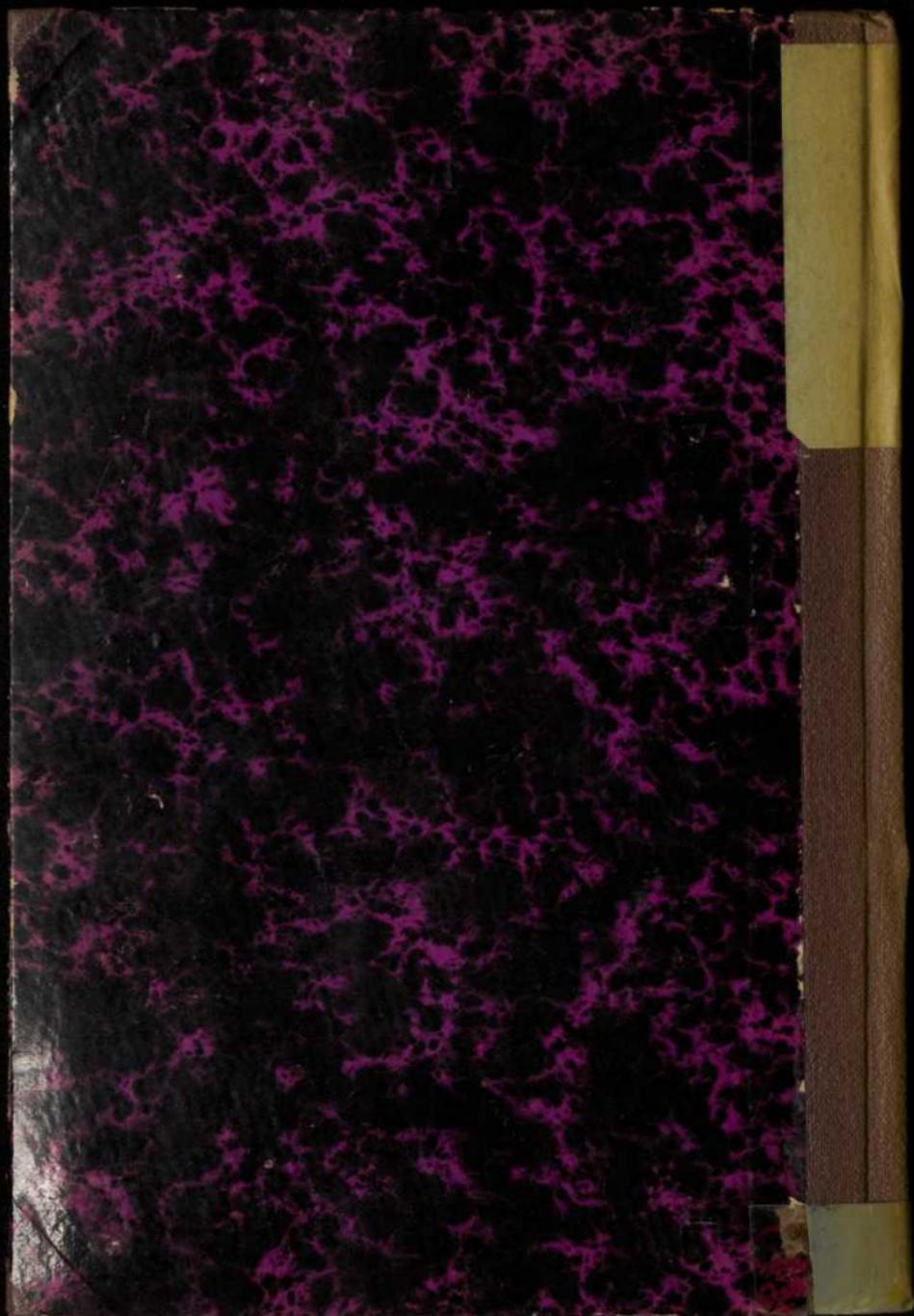




Internationale Jugendbibliothek



047002207019



Wem der liebe Gott
nicht bei der Erziehung hilft
dem hilft ein Anderer.

Von

2
50
Maria Hebe.

Strasburg,
J. G. Ed. Heiß (Heiß und Mündel).
1888.

